1,20 DM / Band 49

BASTEI

Neuer Roman

GESPENSTER-KRIMI

Zur Spannung noch die Gänsehaut

DÄMONOS

JASON DARK

Belgien F [illegible] Frankr. F 2.40 [illegible] Niederl. [illegible] Österr. S 9,- Schweden Kr 2.50 [illegible] Schweiz Fr 1.50 Spanien P [illegible]

Abgeschlossener Roman Printed in Western Germany



Dämonos

Gespenster Krimi Nr. 49

von Jason Dark

erschienen am 20.08.1974

Titelbild von Badia Camps

Sinclair Crew

Dämonos

Die Dolchspitzen bohrten sich links und rechts in das straffe Fleisch seines Halses.

Garry Santer stand stocksteif. Er wußte, bei der geringsten Bewegung würden ihm die beiden Messer die Kehle zerfetzen.

Zwei dünne Blutrinnsale liefen an Santers Hals hinab und benetzten den weißen Hemdkragen.

Heißer, widerlich riechender Atem streifte sein Gesicht. Die beiden Kerle standen neben Garry. Sie hatten ihn auch in diese verdammte Rattenfalle gelockt. Garry Santer hatte gräßliche Angst. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er in die Dunkelheit.

Und dann geschah das, wovor er sich immer schon insgeheim gefürchtet hatte.

Er sah plötzlich die beiden Augen. Wie helle, glasklare Flecke schwebten sie vor ihm in der Finsternis. Garry Santer begann zu zittern.

Der Tod war gekommen…

Zwei Männer schlichen über den dunklen Friedhof.

Es war die Zeit vor der Morgendämmerung. Die ersten dicken Nebelschwaden waren bereits von der Themse hochgestiegen und krochen wie große weiße Watteschleier dem nahen Friedhof entgegen.

Die beiden Männer waren Chinesen. Sie trugen dunkle, eng am Körper liegende Kleidung und schwere, höllisch scharfe Krummdolche in den Ledergürteln.

Die Chinesen sprachen kein Wort. Sie verständigten sich nur durch knappe Gesten.

Ihr Ziel war die Leichenhalle. Drei Tote, die morgen beerdigt werden sollten, waren dort aufgebahrt.

Sie lagen bereits in den Särgen, doch die Deckel waren noch nicht zugeschraubt. Die Chinesen konnten sich auf den Mann, der ihnen diese Information gegeben hatte, hundertprozentig verlassen.

Der Nebel wurde immer dichter. Die Schleier legten sich um Gebüsche, knorrige Baumäste und wanden sich wie spielerisch um hohe verwitterte Grabsteine.

Die beiden Männer störte der Nebel nicht. Im Gegenteil, er kam ihnen sehr gelegen. So brauchten sie wenigstens nicht damit zu rechnen, daß der Friedhofswärter auf den Beinen war.

Das ziegelrote Backsteingebäude der Leichenhalle tauchte aus den diffusen Schwaden auf.

Die Chinesen passierten das Hauptportal, gingen um das Gebäude herum und gelangten zu einer schmalen Hintertür.

Hier verharrten sie einen Augenblick. Lauschten konzentriert.

Doch kein verdächtiges Geräusch war zu hören.

Einer der Männer griff unter seinen Pullover. Er brachte eine lange Feile und eine schmale Taschenlampe zum Vorschein. Die Lampe reichte er seinem Kumpan, der sie anknipste und das Schloß anleuchtete.

Der zweite Chinese ging leicht in die Hocke und machte sich an dem Türschloß zu schaffen.

Er werkelte einige Minuten daran herum und stieß ein paarmal zischende Verwünschungen aus.

Schließlich hatte er das Schloß geknackt. Mit dem Handballen drückte er gegen das Türblatt.

Quietschend schwang die Tür nach innen.

Verbrauchte und abgestandene Luft schlug den Einbrechern entgegen. Sie rümpften unwillkürlich die Nasen. Doch dann huschten sie ins Innere des Leichenhauses.

Der Lichtstrahl schnitt durch die Finsternis. Die Halle war ziemlich geräumig, und die beiden Eindringlinge mußten erst noch einige Meter zurücklegen, ehe sie die Särge sehen konnten.

Sie standen nebeneinander. Auf einem Podest, zu dem drei Stufen

hinaufführten.

Katzengewandt schlichen die beiden Chinesen zu den Särgen hin. Es war genauso, wie ihr Informant gesagt hatte. Die Särge waren offen.

Der Mann mit der Lampe leuchtete in jeden hinein.

In dem ersten Sarg lag ein junges Mädchen. Es hatte pechschwarzes Haar und mandelförmige Augen. Eine Eurasierin. Sie war durch einen Verkehrsunfall ums Leben gekommen.

In den zwei anderen Särgen lagen eine Frau und ein Mann. Beide hatten die Siebzig schon überschritten. Die Frau mußte vor ihrem Tod sehr gelitten haben, denn noch jetzt spiegelte sich der Schmerz in dem Gesicht wider.

Die zwei Männer sahen sich kurz an.

Dann nickten sie.

Einer von ihnen umschloß mit den Fingern den Griff seines Dolches.

Es gab ein leises schabendes Geräusch, als die Klinge aus der geschmeidigen Lederscheide fuhr.

Der bläuliche Stahl blitzte im Schein der Lampe.

Die Männer beugten sich über das junge Mädchen.

Der Dolch näherte sich den Augen der Leiche und begann plötzlich von innen heraus zu glühen und zu pulsieren. Und dann löste sich eine leuchtende Spur aus den toten Augen und floß dem Dolch zu.

Der Stahl erbebte, saugte die Spur förmlich in sich ein – bis die Augen eine tiefschwarze Färbung angenommen hatten.

Gelassen wandten sie sich den beiden anderen Toten zu.

Der Dolch war jetzt gleißend hell geworden.

So lautlos, wie die zwei Männer gekommen waren, verließen sie auch die Leichenhalle wieder. An einer bestimmten Stelle des Friedhofs kletterten sie über die Mauer. Hundert Meter weiter parkte ein dunkelgrüner Volkswagen.

Die Chinesen stiegen ein, und wenig später hatte sie der immer dicker werdende Nebel verschluckt.

***

Old Paddy war fast 70 Jahre alt. Er hatte sein Leben meist in der freien Natur verbracht und nie große Ansprüche gestellt.

Gearbeitet hatte er nur, wenn er mal Geld brauchte. Und da er sehr bescheiden war, hatte er auch nicht viel von Arbeit gehalten.

Und doch gab es etwas, das Old Paddy immer wieder Spaß machte.

Das Angeln.

Er angelte jetzt schon seit fünfzig Jahren und fast immer an der gleichen Stelle. Nämlich dort, wo der Londoner Hafen aufhörte und die Themse sich dem offenen Meer näherte.

Es gab dort eine Wiese, wo Old Paddy all seine Würmer und Maden fand, die er als Köder brauchte.

Paddy angelte meist in den frühen Morgenstunden, wenn die ersten Nebelschwaden aus dem Fluß stiegen.

Auch an diesem Dienstagmorgen warf er wieder seine Angel aus. Nachdem die Schnur in einem günstigen flachen Winkel die Oberfläche durchstoßen hatte, steckte Old Paddy die Rute in dem feuchten Wiesengrund fest, pflanzte sich auf einen einbeinigen Hocker und genehmigte sich seine Morgenpfeife.

Schon bald vermischte sich der würzige Tabakduft mit den Nebelschwaden.

Es dauerte ungefähr zehn Minuten, als plötzlich das Glöckchen oben an der Angelrute anschlug.

»Das ging aber schnell«, murmelte Old Paddy und erhob sich ächzend.

Vorsichtig wollte er die Schnur einholen.

Es ging nicht. Sie saß irgendwo fest.

»Verdammt!« fluchte Old Paddy.

Er kniff die Augen zusammen und starrte auf die graugrüne Wasseroberfläche.

Zu sehen war so gut wie nichts. Der Nebel hatte sich wie ein dickes Tuch ausgebreitet.

Doch Old Paddy gab nicht auf. Er wollte unbedingt herausbekommen, woran sich der Angelhaken festgeklemmt hatte.

Seitlich stieg Old Paddy die kleine Uferböschung hinunter. Der Boden war feucht, und Paddy mußte aufpassen, daß er nicht ausrutschte.

Schließlich hatte er die ersten Steine, die sich am gesamten Flussufer hinzogen, erreicht.

Das Wasser umspülte Paddys Gummistiefel. Genau über seiner rechten Schulter spannte sich die Angelschnur.

Old Paddy umfaßte die Schnur mit beiden Händen. Behutsam begann er zu ziehen.

Er mußte eine gehörige Portion Kraft aufwenden, um den Gegenstand, in dem sich der Angelhaken verankert hatte, ans Ufer zu bekommen.

Dann sah Old Paddy den dunklen Fleck auf der Wasseroberfläche.

Ein komisches Gefühl stieg in dem Alten hoch.

Schließlich hatte Paddy den Gegenstand so weit vorgezogen, daß er ihn mit beiden Händen greifen konnte.

Und da hatte Old Paddy Gewißheit.

Eine männliche Leiche war gegen den Angelhaken getrieben worden. Der Tote trug sogar noch seine Kleidung. Selbst die Schuhe fehlten nicht.

»Bestimmt irgendein Selbstmörder«, knurrte Paddy.

Keuchend zog er den Toten aufs Trockene.

Die Leiche lag auf dem Bauch. Old Paddy mußte erst mal einige

Sekunden verschnaufen, ehe er den Toten auf den Rücken drehte.
Doch dann hatte er plötzlich das Gefühl, sein Herzschlag würde aussetzen.
Paddys Augen weiteten sich entsetzt. Seine faltige Hand krampfte sich um den dürren Hals.
»Das – das darf doch nicht wahr sein«, ächzte Old Paddy. »Das – das…« Paddy verstummte.
Wie gebannt starrte er auf die Augen der Leiche. Nie zuvor hatte er so etwas gesehen. Die Augen – waren vollkommen schwarz!

***

Mit einer knappen Bewegung zog Doc Simmons, der Polizeiarzt, das weiße Laken wieder über den Toten.
»Es steht einwandfrei fest, Sergeant, der Mann ist schon vor einigen Stunden umgebracht worden. Durch einen Stich in den Rücken.«
Sergeant Kilroy wischte sich über das Gesicht. Obwohl es in dem Obduktionsraum kühl war, schwitzte er. Der verdammte Fall ging ihm an die Nieren.
Old Paddy hatte ihn alarmiert. Buchstäblich aus dem Bett geworfen. Die Mordkommission hatte mit ihrer Arbeit begonnen und erst am späten Vormittag wieder aufgehört. Wenigstens der technische Stab. Die unangenehmen Aufgaben lagen noch vor Sergeant Kilroy.
»Schwarze Augen«, murmelte der Polizeibeamte. »Wo gibt es denn so etwas.« Kilroy fuhr sich mit dem Zeigefinger zwischen Hemdkragen und Hals.
»Das ist Ihr Job«, gab der ziemlich abgebrühte Doc zurück. »In meiner ganzen Laufbahn als Polizeiarzt sind mir schwarze Augen noch nie untergekommen. Medizinisch betrachtet völlig unmöglich. Der einzige, der dieses Rätsel lösen kann, ist der Täter. Finden Sie den oder die Mörder.«
Kilroy warf Doc Simmons einen wütenden Blick zu. »Nee, mein lieber Mann«, knurrte er. »Die Sache ist eine Nummer zu groß für mich. Und überhaupt die ganzen Begleitumstände. Ich gebe den Fall ab.«
»Ihre Sache«, erwiderte der Doc trocken. »So, und nun lassen Sie mich allein. Ich habe zu tun.«
Simmons nickte dem Sergeant zu und verschwand.
Ein Gehilfe kam und rollte die Bahre mit dem Toten weg.
Sergeant Kilroy fuhr in sein Büro im Scotland Yard-Gebäude.
Dort machte er sein Vorhaben wahr. Er ließ sich dann mit Superintendent Powell verbinden und erklärte ihm den Fall.
»Was sagen Sie da?« schnarrte Powell. »Der Tote hatte schwarze Augen?«
»Ja, Sir!«
»Bringen Sie mir sofort die Unterlagen über den Mordfall. Ab jetzt

übernehmen wir ihn.«

Kilroy grinste in sich hinein, als er das hörte.

Wenig später lagen die Unterlagen auf Superintendent Powells Schreibtisch. Und wieder ein paar Minuten später ließ Powell Inspektor John Sinclair rufen, seinen besten Agenten.

»Eigentlich wollte ich gerade Feierabend machen, Sir«, sagte John, als er das Zimmer betrat.

Powell räusperte sich und fixierte den Inspektor hinter seinen dicken Brillengläsern.

»Wann werden Sie sich endlich mal einen anderen Ton angewöhnen?«

»Wenn ich auf Ihrem Stuhl sitze, Sir.« Daraufhin bekam Powell einen Hustenanfall.

John Sinclair nahm lachend Platz.

Er war nicht der Typ, wie man sich im allgemeinen einen Scotland Yard-Inspektor vorstellt. John hatte die Dreißig gerade erreicht, war ziemlich groß, sportlich und durchtrainiert. Er hatte blondes Haar und blaue Augen, um die meistens ein paar Lachfältchen lagen.

Powell nahm einen Schluck Wasser. Das Glas wurde von seiner Sekretärin jede halbe Stunde automatisch wieder aufgefüllt.

»Sie haben von dieser unglaublichen Geschichte in der Leichenhalle gehört, Inspektor?«

John nickte. »Ich las es heute morgen in den Routineberichten. Wenn ich richtig informiert bin, hatten die drei Leichen schwarze Augen.«

»Genau, Inspektor. Und nun kommt noch eine vierte hinzu.«

John hob fragend die Augenbrauen. Superintendent Powell begann vorzulesen.

»Garry Santer. Einundvierzig Jahre alt. Hautfarbe weiß. Von Beruf Privatdetektiv. Er wurde heute in den frühen Morgenstunden von einem Angler aus der Themse gefischt. Mit schwarzen Augen, Inspektor.«

»Verdammt«, entfuhr es John Sinclair. Superintendent Powell lehnte sich zurück. Er nahm noch einen Schluck aus seinem Wasserglas.

»Na, Inspektor, was ist Ihre Meinung?«

John zuckte die Achseln. »Hinter diesen Morden scheinen Methode und eine Bande zu stecken. Ich…«

»Sie haben keinen dringenden Fall, Inspektor«, sagte Superintendent Powell knapp, »und deshalb kümmern Sie sich um die Sache. Halten Sie mich auf dem laufenden.«

»Wird gemacht, Sir.«

John stand auf, schnappte sich den dünnen Schnellhefter und verzog sich in sein Büro.

Garry Santer. Den Namen des Ermordeten hatte er schon einmal gehört. In irgendeiner Sache hatte der Mann mitgemischt. Schließlich

fiel es John ein. Santer war in einen politischen Skandal verwickelt gewesen. Er hatte im Verdacht gestanden, aus belastenden Fotos Kapital schlagen zu wollen. Die ganze Sache war damals aufgeflogen. Aber Santer hatte man nichts beweisen können. Er konnte sogar noch seine Lizenz behalten.

Aus dem Telefonbuch holte sich John Santers Adresse. Der Privatdetektiv hatte in der Nähe des Hydepark gewohnt. Das war eine gutbürgerliche Gegend.

John klemmte sich in seinen Bentley und rauschte ab.

Als er sich durch den Nachmittagsverkehr gequält und das Haus erreicht hatte, war es mittlerweile schon siebzehn Uhr geworden. John fand mit Ach und Krach einen Parkplatz.

Das Haus beherbergte fast ausschließlich Firmen. Nur im Erdgeschoß wohnte eine Familie.

Wahrscheinlich die des Hausmeisters.

Die drehbare Glastür war in ständiger Bewegung. Die Menschen, die hier arbeiteten, hatten gerade Feierabend. John war der einzige, der in die entgegengesetzte Richtung mußte.

Die Eingangshalle war mit Fliesen gekachelt. Garry Santer hatte sein Büro im vierten Stock.

John nahm den Aufzug.

Er war allein in der Kabine.

Auch oben auf dem mit Holz verkleideten langen Flur begegnete ihm niemand.

Die kleine Detektei besaß zwei Eingangstüren. Auf einer stand das Wort »Vorzimmer« und auf der anderen Tür »Bitte nebenan anmelden«.

Johns Kollegen hatten die Büroräume noch nicht durchsucht. Das wollte er schnellstens nachholen.

Er drückte auf die Klinke der Vorzimmertür.

Verschlossen.

John stieß einen leisen Fluch aus, holte sein Spezialbesteck, das er vorsorglich mitgenommen hatte, aus der Tasche und machte sich an dem Schloß zu schaffen.

Nach genau vier Minuten war die Tür offen.

Vor dem Bürofenster waren die Jalousetten heruntergelassen. Das ohnehin trübe Tageslicht fiel nur schwach in den Raum.

John erkannte einen modernen Schreibtisch, auf dem eine abgedeckte Schreibmaschine stand, einen Aktenschrank und zwei Besucherstühle.

Eine Tür führte in den Nebenraum. Sie stand ein Stück offen.

John Sinclair betrat das Büro des ermordeten Detektivs. Wenn er daran dachte, daß man Santer erstochen hatte, lief ihm ein kalter Schauer über den Rücken.

John machte Licht.
Santers Schreibtisch bestand aus Palisander. Er war sorgfältig aufgeräumt. Auf einer Seite des Schreibtisches stand ein tragbares Fernsehgerät, auf der anderen zwei Telefonapparate. In einer Schale lagen einige Füller und Kugelschreiber. Neben dem Fenster stand noch ein Aktenschrank.
John probierte die Schreibtischschubladen. Sie waren verschlossen. John bückte sich und stellte fest, daß die Laden alle moderne Zylinderschlösser besaßen. So ohne weiteres konnte er die Schubladen nicht knacken.
Ein Zettelkasten fiel John ins Auge. Er stand neben dem Aschenbecher auf einem kleinen Besuchertischchen in der Ecke.
John hob den Deckel des Kastens hoch und entdeckte ein Schlüsselpaar.
Die Schlüssel paßten zu der Schreibtischschublade.
In der untersten Lade fand John einige Flaschen. Whisky, Kognak und auch Wodka.
Er ging die Schubfächer der Reihe nach durch. Und dann hatte er Glück. Ein schmaler Hefter fiel ihm in die Finger.
»Besondere Fälle«, stand darauf.
John schlug den Hefter auf. Er enthielt nur ein Blatt. Ein gewisser Derek Nichols hatte Garry Santer beauftragt, seine Tochter Cindy zu suchen. Als Vorschuß hatte Santer tausend Pfund bekommen.
John pfiff durch die Zähne. Das war eine hübsche Summe.
Gedankenverloren legte der Inspektor den Hefter wieder zurück. Hatte dieser Auftrag zu Santers Ermordung beigetragen? Vielleicht. Auf jeden Fall war es eine interessante Spur.
John Sinclair war mit dem Ergebnis zufrieden.
Er wollte sich gerade wieder zum Gehen wenden, da hörte er an der Tür zum Vorzimmer Geräusche.
Und dann verlöschte das Licht…

***

Das Gewölbe lag tief unter der Erde. Es war groß und fast quadratisch. Ein diffuses, bläulich schimmerndes Licht, das aus dem Nichts zu kommen schien, erhellte das Verlies so weit, daß auch Menschenaugen etwas erkennen konnten.
Drei Seiten des Gewölbes bestanden aus dicken Steinquadern, in deren Ritzen die Feuchtigkeit nistete und allerlei Getier herumkrabbelte.
Doch die Stirnseite des unterirdischen Raumes war aus Glas.
Eine riesige blaugraue Scheibe zog sich von einer Seite zur anderen. Bei genauem Betrachten hatte man das Gefühl, die Scheibe würde dauernd in Bewegung sein. Wurde sie von der Seite betrachtet, schien

sie Wellen zu schlagen, dann – von vorne gesehen – wirkte sie auf den Betrachter wieder ruhig und glatt.

Hinter der gerade noch durchsichtigen Scheibe lauerten zwei überdimensionale Augen.

Es waren unheimliche Gebilde. Die großen runden Pupillen schienen von innen zu leuchten. Sie waren fast schwarz, und nur ab und zu tauchten kleine rote Punkte darin auf. Die Augen strömten eine seltsame Kraft aus, die mühelos die Glaswand durchdrang.

Plötzlich betrat ein Mann das Gewölbe. Er kam aus einem versteckten Eingang und trug einen schwarzen Umhang, dessen Innenteil mit silberner Seide gefüttert war. Der Mann war ein Chinese. Er hatte sein Haar zu einem Zopf geflochten, der ihm bis weit in den Nacken herunterhing. Das Gesicht war starr. Es wirkte wie eine Maske.

Mit gemessenen Schritten ging der Mann auf die Glaswand, hinter der die beiden Augen schimmerten, zu.

Etwa zwei Meter vor der Wand blieb er stehen.

Langsam hob er beide Arme.

»O Li Ten Sai«, rief er, »o Göttin, die du vor Tausenden von Jahren auf unserer Erde gelebt hast, komm zurück! Deine Diener warten auf dich, o Göttin. Die Dämonen werden dir wieder gehorchen. Du wirst die Welt beherrschen wie in alter Zeit. Komm, Li Ten Sai.«

Der Mann verneigte sich vor der Glasscheibe. Er beugte seinen Oberkörper dabei so tief, daß die Stirn den Felsboden berührte.

Dann schwang er langsam wieder hoch.

Der Mann faßte unter seinen Umhang. Als seine Hand wieder hervorkam, hielt sie einen leuchtenden, pulsierenden Dolch.

»Nimm dieses Opfer, o Göttin«, rief er, »damit es dich stärkt und dir die Kraft für die großen Aufgaben gibt, die auf der Erde noch auf dich warten!«

Die riesigen Augen hinter der blaugrauen Glasscheibe zuckten. Aus den unergründlichen schwarzen Pupillenschächten stiegen dunkelrote Punkte hervor.

Rot wie Blut.

Der Chinese hob die Hand mit dem Dolch. Er vollführte eine kreisende Bewegung.

Plötzlich geschah etwas Seltsames.

Ein gleißender Strahl löste sich aus dem Dolch, raste auf die Glasscheibe zu – und verschwand darin.

Wurde einfach aufgesaugt.

Etwas Unheimliches, Unerklärliches war hier im Gange. Mächte und Kräfte aus dem Jenseits hatten ihre Hand im Spiel.

Der Chinese wandte sich ab.

Er konnte eine Erklärung geben. Außer ihm war nur wenigen

Eingeweihten bekannt, daß die Scheibe das Tor zu einer anderen Dimension war.
Der Eingang in das Dämonenreich…

***

John Sinclairs Instinkt, geschult in Hunderten von kritischen Situationen, witterte sofort Gefahr.
Blitzschnell ging der Inspektor hinter dem Schreibtisch in Deckung. Er hielt den Atem an und lauschte.
Der oder die Eindringlinge mußten im Vorzimmer sein. Flüsternde Stimmen drangen an Johns Ohr.
Schleichende Schritte näherten sich dem Arbeitszimmer des Privatdetektivs.
Ein großer Schatten verdunkelte den Eingang.
Die Verbindungstür wurde ganz aufgestoßen. Sie schleifte etwas über den Kunststoffboden.
Ein Mann betrat das Zimmer. Und hinter ihm schob sich ein zweiter in den Raum.
Es sah nicht gut aus für John.
Die Männer bemühten sich, so gut wie kein Geräusch zu machen. Noch hatten sie den Inspektor nicht gesehen.
John peilte um die Schreibtischkante.
Das Licht, das durch die Jalousetten drang, reichte aus, um erkennen zu lassen, daß die beiden Männer Asiaten waren.
Chinesen!
Sie trugen dunkle Anzüge und Rollkragenpullover.
John spannte die Muskeln.
Einer der Männer bewegte sich seitlich auf Inspektor Sinclair zu. Er wollte sich wohl den Schreibtisch vornehmen, während sein Kumpan sich an dem Aktenschrank in der Ecke zu schaffen machte.
John Sinclair verlagerte sein Gewicht.
Und in diesem Augenblick entdeckte ihn der Chinese.
Der Überraschungseffekt lag auf Johns Seite. Ehe der Chinese einen Warnschrei ausstoßen konnte, hatte ihm John von unten her beide Fäuste in die Magenpartie gestoßen.
Ächzend kippte der Mann zu Boden.
Sein Kumpan hatte natürlich das Geräusch gehört und wirbelte gedankenschnell herum.
Doch John flog ihm schon entgegen.
Der Chinese krachte gegen den Aktenschrank.
John Sinclair setzte mit einem Schwinger nach. Keuchend sackte der Kerl zusammen. Doch gleichzeitig stieß er seinen Kopf vor.
Er traf John genau auf den Solarplexus.
Der Inspektor hatte das Gefühl, als würden ihm die Eingeweide in die

Kehle steigen. Er verlor für einige Augenblicke die Übersicht.

Das nutzte sein zäher Gegner aus.

Er hielt plötzlich ein Messer in der Hand, einen gefährlichen Krummdolch!

John wich zurück.

In seinem Rücken hörte er ächzende Geräusche.

Verdammt, der zweite Kerl kam schon wieder zu sich.

Von unten her zog der Chinese den Dolch auf John Sinclair zu.

Der Inspektor sprang zur Seite.

Haarscharf ging der Hieb ins Leere.

Doch schon kam der nächste Stich.

Er wurde waagerecht geführt, hätte John bestimmt die Kehle aufgeschlitzt, wenn er sich nicht im gleichen Moment fallen gelassen hätte.

John Sinclair prallte auf den Boden und schlug gleichzeitig seine Karatefaust gegen die Kniescheibe des Messerkämpfers.

Es gab ein häßliches Geräusch, und der Mann brach zusammen. Er mußte wahnsinnige Schmerzen haben, doch nicht ein Laut drang über seine Lippen.

Noch auf dem Boden liegend, warf sich John herum.

Der zweite Gegner stand auf dem Schreibtisch. Er hielt ebenfalls ein Messer in der Hand und flog auf John zu.

Sekundenbruchteile entschieden.

John Sinclair tauchte zur Seite. Trotzdem wurde er von dem Fuß des Mannes noch hart am Kopf getroffen. John sah Sterne, kippte nach hinten und knallte mit dem Hinterkopf auf den Boden.

Für ein paar Augenblicke hatte er Sendepause.

Das reichte dem Chinesen.

Er warf sich auf den Inspektor und nagelte ihn mit seinen Knien am Boden fest. Sein linker Arm preßte sich auf Johns Kehle, schnürte ihm die Luft ab.

John Sinclair röchelte. Weit riß er die Augen auf und sah plötzlich die mörderische Klinge auf sich zurasen.

Instinktiv schnellte John die linke Hand hoch.

Buchstäblich im letzten Augenblick gelang es ihm, das Gelenk der Messerhand zu packen und festzuhalten.

Einen Fingerbreit vor Johns Augen zitterte die Dolchspitze.

Ein lautloser, verbissener Kampf entbrannte. Der Chinese war von dem Gedanken besessen, John zu töten. Er setzte all seine Kraft ein.

Für John wurde der Druck unerträglich. Da der verdammte Chinese ihm gleichzeitig noch die Kehle zupreßte, mußte er einfach verlieren.

Plötzlich ließ der Chinese Johns Kehle los. Das war der Moment, in dem er wohl alles auf eine Karte setzen wollte.

Der Chinese beugte seinen Oberkörper tiefer, setzte all seine Kraft

ein. Die Schläfenadern sprengten fast die Stirn. Der Mund stand halb offen. Ächzende, kehlige Laute drangen daraus hervor.

Und John Sinclair sah seine Chance.

Dadurch, daß der Dolch des Chinesen gekrümmt war und der Kerl seinen Oberkörper weit vorgebeugt hatte, bekam John ein wenig Bewegungsfreiheit.

Er hob blitzschnell seinen Kopf und stieß mit aller Macht seine Stirn gegen die Nase des Chinesen.

Es war wirklich das allerletzte Mittel.

Der Chinese heulte auf. Tränen schossen ihm aus den Augen. Er ließ John Sinclair los.

John fegte als erstes die Hand mit der Waffe zur Seite. Dann rollte er sich unter dem Chinesen weg, wollte auf die Beine springen, doch es ging nicht. Der mörderische Kampf hatte zu viel Kraft gekostet.

Johns Lungen pfiffen wie Blasebälge. Auf allen vieren kroch er zu dem Schreibtisch und zog sich an der Kante hoch. Er spürte, wie er am ganzen Körper zitterte.

Der Chinese gab plötzlich Fersengeld. Er warf sich auf der Stelle herum und rannte nach draußen.

John wollte die Verfolgung aufnehmen, doch seine Beine knickten ihm weg. Er konnte sich gerade noch an dem Schreibtisch festhalten.

Der zweite Chinese lag noch immer am Boden. Er hielt sich mit beiden Händen die zerschmetterte Kniescheibe und atmete gepreßt.

John Sinclair brauchte einige Minuten, bis er wieder fit war. Dann ging er auf den Chinesen zu.

Haßerfüllt starrte dieser zu dem Inspektor hoch.

John verzog das Gesicht. Dann zeigte er auf die verletzte Kniescheibe des Mannes.

»Du bist selbst schuld. Es hätte gar nicht soweit kommen brauchen.«

Der Chinese schwieg.

»Laß mal sehen«, sagte John und bückte sich.

Ein Fluch wurde ihm entgegengeschleudert. Der Verletzte rollte sich zur Seite und hielt plötzlich wieder seinen Krummdolch in der Hand.

Ehe John Sinclair reagieren konnte, hatte der Mann schon zugestoßen.

Er hatte sich das eigene Messer tief in die Bauchdecke gestoßen.

John sprang zurück. Er wußte, daß er diesem Mann nicht mehr helfen konnte. Denn der war dabei, Harakiri zu begehen.

Eine für einen Europäer gräßliche Todesart. Sie kam eigentlich nur bei den Japanern vor, doch dieser Chinese hatte die Tradition übernommen.

John Sinclair wandte sich ab. Er trat ins Nebenzimmer. Bis hierher hörte er noch das gepreßte Atmen des Chinesen. Nach einigen Minuten war es still. John ging wieder zurück.

Der Chinese lebte nicht mehr. Noch im Tod hielten seine Hände den Dolchgriff umklammert.

John schob sich eine Zigarette zwischen die Lippen. Als er sie anzünden wollte, sah er, wie seine Finger zitterten.

Im gleichen Augenblick flammte wieder das Licht auf.

John wirbelte herum und sah genau in das schreckensstarre Gesicht einer Frau…

***

»Aaaaahhh!«

Der Schrei gellte durch das Zimmer und brach so plötzlich ab, wie er aufgeklungen war.

Die linke Hand der Frau lag noch immer auf dem Lichtschalter, während sich die rechte in den Stoff des Pullovers gekrallt hatte.

John war mit drei Schritten bei ihr. »Kommen Sie mit in den Nebenraum!« Er faßte die Unbekannte an den Schultern.

»Nein«, brüllte sie plötzlich. »Sie Mörder! Mörder!«

Sie trommelte wild mit ihren Fäusten gegen Johns Brust.

Der Inspektor sah nur eine Möglichkeit. Eine schallende Ohrfeige klatschte in das Gesicht der Tobenden.

Die Frau war sofort ruhig.

Aus übergroßen Augen starrte sie John an.

Der Inspektor schob sie ins Nebenzimmer. Dann schloß er die Tür.

»Hier, nehmen Sie«, sagte John und hielt der Unbekannten seine Zigarettenschachtel hin.

Sie griff zögernd nach einem Stäbchen.

John gab ihr Feuer und kam nun endlich auch dazu, sich seinen Glimmstengel anzuzünden.

Die Frau rauchte einige hastige Züge.

»Wer sind Sie?« fragte sie mit bebender Stimme.

»Das gleiche werde ich Sie fragen. Aber damit Sie beruhigt sind: ich bin Inspektor Sinclair von Scotland Yard.« Er zückte seinen Ausweis.

»Polizei?« hauchte die Frau.

»Ja. Darf ich nun Ihren Namen erfahren? Und den Grund, weshalb Sie in dieses Büro gekommen sind?«

Die Unbekannte schluckte. »Ich – ich heiße Samantha Croydon. Ich bin Mr. Santers Sekretärin. Ich wollte nachsehen, ob er heute wieder ins Büro gekommen ist. Er war fast drei Tage nicht da.«

John sah Samantha an. Sie war für eine Frau ziemlich groß, hatte eine leicht gebogene Nase, einen etwas zu schmalen Mund und hohe Wangenknochen. Die Haare trug sie halb lang und wohlfrisiert.

Sie war keine schöne Frau, aber ein interessanter Typ. John schätzte sie auf mindestens Dreißig, was die kleinen Fältchen in den Augenwinkeln verrieten.

Nachdenklich streifte John die Zigarettenasche ab. »Mr. Santer wird nicht mehr kommen, Miss Croydon. Er ist tot.«

»O Gott. Was sagen Sie?« Samantha Croydon starrte John mit offenem Mund an.

Zwei, drei Sekunden stand sie unbeweglich, dann brach sie weinend zusammen. John konnte sie gerade noch auffangen.

Er trug Samantha zu einem Stuhl. Es dauerte lange, bis sich die Frau wieder beruhigt hatte.

»Wie lange arbeiten Sie schon für Mr. Santer?« wollte John wissen.

»Seit über zwei Jahren«, erwiderte Samantha leise. »Wir verstanden uns sehr gut. Auch privat, wenn Sie wissen, was ich meine.«

John nickte. »Dann waren Sie bestimmt über alles informiert, was mit der Detektei zusammenhing.«

»Ja, Inspektor.«

John Sinclair blickte der Frau fest in die verweinten Augen. »Sie müssen mir alles sagen, was Sie wissen. Mit welchem Fall Mr. Santer beschäftigt gewesen war. Jede Kleinigkeit kann wichtig sein. Überlegen Sie gut.«

Samantha Croydon nickte. Sie holte ein Tuch aus ihrer Handtasche und putzte sich die Nase.

»Die Geschäfte gingen in der letzten Zeit etwas schlecht«, begann sie. »Bis vor wenigen Tagen. Da kam ein gewisser Derek Nichols zu uns und bat Garry, ich meine Mr. Santer, seine Tochter wiederzufinden. Das Mädchen heißt Cindy. Sie ist seit etwa vierzehn Tagen spurlos verschwunden.«

»Und? Hatte er eine Spur gefunden?« fragte John.

»Ja, Inspektor. Aber er wollte nicht so recht mit der Sprache heraus, als ich ihn daraufhin ansprach. Er sagte nur, daß er da in eine Sache hineingestolpert wäre, die ihm kein Mensch glauben würde. Er erwähnte noch einen chinesischen Geheimbund und meinte, wenn er diesen Fall lösen würde, wären wir aus dem Schneider.«

»Hat er sich näher über den Geheimbund ausgelassen?«

»Nein. Ich weiß nur, daß er sich oft in Soho herumgetrieben hat. In den finstersten Ecken. Garry hatte nie Angst. Außerdem kannte man ihn dort.«

»Hat er Ihnen mal von einem Lokal erzählt? Oder von einem Treffpunkt dieses Geheimbundes?«

»Nie. Er war der Meinung, dieser Fall sei so gefährlich, daß er nur ihn etwas anginge.«

John biß sich nachdenklich auf die Unterlippe. Das war verdammt mager, was Samantha Croydon wußte, und von einem neuen Geheimbund war auch Scotland Yard noch nichts bekannt.

»Tut mir leid, daß ich Ihnen nicht mehr sagen konnte, Inspektor.«

»Machen Sie sich mal keine Sorgen, Miss Croydon, wir werden den

Fall schon klären«, erwiderte John optimistisch.

Dann trat er ans Telefon, um die Mordkommission anzurufen.

Anschließend sah John sich noch einmal den Chinesen an. Vielleicht entdeckte er bei ihm eine Spur oder einen Hinweis.

Die gebrochenen Augen des Mannes starrten John an. Der Inspektor durchsuchte die Jacke des Toten. Doch er fand nichts, was ihn weiterbringen konnte.

Dann schob er den blutbefleckten Pullover des Mannes hoch Und plötzlich zuckte John zusammen.

Der Tote hatte auf der Brust eine Tätowierung.

Es waren zwei Augen!

***

Der Raum, in dem Cindy Nichols saß, war stockfinster. Genau zwei Tage und zwei Nächte hatte sie hier verbracht.

Freiwillig!

Sie war einfach von zu Hause weggelaufen. Mein Gott, wie lange war das schon her? Cindy konnte und wollte sich nicht mehr daran erinnern. Sie hatte mit ihrem früheren Leben abgeschlossen.

Cindy dachte zurück. Sie hatte sich in Soho herumgetrieben, war für ein paar Shilling mit Männern ins Bett gegangen. Doch dann hatte sie einen Chinesen kennengelernt. Er hatte ihr von Dämonos erzählt, dem ersten Diener des Teufels. Und von Li Ten Sai, der Göttin aus der grauen Vorzeit, aus einer Zeit, wo die Erde noch von Dämonen und Geistern beherrscht wurde.

Cindy war sofort Feuer und Flamme gewesen. Sie vertraute jetzt nur noch Dämonos, von dem man sagte, er könne jede beliebige Gestalt annehmen.

Dann hatte man Cindy auf ihre Aufgaben vorbereitet. Sie mußte geheimnisvolle Schwüre sprechen, hatte Riten kennengelernt, die im ersten Augenblick auf sie abstoßend wirkten, bis sie den Zaubertrank der Hölle zu sich nahm.

Von diesem Zeitpunkt an war sie wie verwandelt. Hatte sich Dämonos, dem Diener des Teufels, völlig unterworfen. Und es hatte ihr große Freude gemacht.

Cindy Nichols hielt die Hände ineinander verkrampft. Jeden Augenblick mußte Dämonos den Raum betreten, um sie zu holen.

Cindy brauchte nicht lange zu warten. Die schwere Holztür wurde plötzlich aufgestoßen.

Zwei halb nackte Männer betraten den Raum. Sie hielten Laternen in den Händen und stellten sich links und rechts der Tür auf.

Und dann kam Dämonos.

Er trug wieder seinen schwarzen Umhang, dessen Innenfutter aus silberner Seide bestand.

Cindy erhob sich. Ihre Knie zitterten. Schweiß hatte sich auf ihre Stirn gelegt und sickerte bis in die Augenbrauen.

Cindys Mund stand halb offen. Ihr Atem ging flach und stoßweise.

Dicht vor dem Mädchen blieb Dämonos stehen.

»Sieh mich an!« sagte er.

Cindy blickte in das maskenhafte Gesicht und hatte plötzlich das Gefühl, als würde es sich verändern. Gräßliche Fratzen schoben sich vor das eigentliche Gesicht. Wie schnell vorbeiziehende Schablonen.

Cindys Augen wurden groß. Sie wollte etwas sagen, doch ihre Stimme versagte.

Und dann war alles vorbei.

Dämonos stand wieder so vor ihr, wie sie ihn kannte. Um seine Lippen hatte sich ein diabolisches Lächeln gekerbt.

»Du siehst, daß ich mich verwandeln kann. Niemand weiß, als was ich morgen auftreten werde. Und niemand kennt mein wahres Gesicht. Merke es dir, Dienerin, ich kann überall sein. Was du gerade gesehen hast, war nur eine kleine Kostprobe. Und du wirst mit niemandem darüber sprechen. Denn Dämonos' Rache würde schrecklich sein.«

Dämonos griff unter seinen Umhang. Als die Hand wieder hervorkam, hielt sie einen gekrümmten Dolch.

»Nimm ihn, Cindy Nichols. Geh hin und bringe der Göttin Li Ten Sai dein Opfer.«

»Ja«, hauchte Cindy.

Sie faßte mit bebenden Fingern nach der Waffe. Fest umschloß sie den Griff und preßte dann den Dolch so fest gegen ihren Körper, als wollte sie die mörderische Waffe nie mehr wieder hergeben.

»Was soll ich machen?« fragte sie flüsternd.

»Du mußt töten, Cindy. Es ist eine Frau. Geh hin, töte sie, und bringe der Göttin dein erstes Opfer.«

Cindy wunderte sich, wie spurlos diese Worte an ihr vorbeigingen. Sie sollte einen Menschen töten.

Es war für sie eine Aufgabe, mehr nicht.

»Wie heißt diese Frau?«

»Samantha Croydon«, erwiderte Dämonos…

***

»Geben Sie mir noch einen«, sagte Samantha Croydon zu dem fischäugigen Kerl hinter dem Tresen.

Schweigend füllte der Wirt zwei Fingerbreit Kognak in das Glas.

Samantha trank einen Schluck. Es war schon das vierte Glas. Sie brauchte das einfach, um über Garrys Tod hinwegzukommen.

Samantha war die einzige Frau in der Kneipe. Neben ihr stand ein Kerl in verwaschener Arbeitskleidung und starrte sie dauernd an.

Seine Absichten waren unverkennbar. Aber noch traute er sich nicht, die Frau anzusprechen.

Plötzlich widerte Samantha alles an. Die Kneipe, der Alkohol, das ganze Leben.

»Zahlen«, sagte sie.

Der Wirt kam, und Samantha warf das Geld auf den Tresen.

»Sie wollen schon gehen?« fragte der Mann neben ihr mit lüsterner Stimme.

Samantha gab keine Antwort, sondern wandte sich ab.

Plötzlich faßte der Kerl nach ihrem Arm. »He, nicht so schnell, Puppe.«

Samantha sah ihn nur an. Es mußte wohl an ihrem Blick gelegen haben, denn der Fremde ließ sie so schnell los, als hätte er sich an irgend etwas die Finger verbrannt.

»War ja nur mal ‘ne Frage«, knurrte er und widmete sich wieder seinem Glas.

Samantha Croydon verließ das Lokal.

Draußen war es schon fast wieder dunkel geworden. Es sah nach Regen aus. Gewaltige Wolkenberge ballten sich am Himmel zusammen.

Samantha ging zu ihrem Austin. Normalerweise wäre sie nicht mehr gefahren, aber heute war ihr alles egal. Es hatte sowieso für sie alles keinen Sinn mehr nach Garrys Tod.

Samantha wohnte in einem alten Haus am Rand der Londoner Innenstadt. Es war eine Gegend, die von kleinen und mittleren Angestellten bevorzugt wurde.

Sie erreichte ihr Haus nach zwanzig Minuten Fahrt. Trotz ihres leichten Alkoholspiegels war nichts passiert.

Ihr Laternenparkplatz war noch frei. Bei den wenigen Schritten zu ihrem Wohnhaus begegnete ihr kein Mensch.

Sie hatte gerade die Haustür erreicht, da fielen die ersten Tropfen.

Noch mal Glück gehabt, dachte Samantha.

Im Flur roch es wie immer nach Bohnerwachs. Mrs. Laura Peddleton, die im Erdgeschoß wohnte und genauso neugierig wie putzwütig war, hatte mal wieder gewirbelt.

Samantha schaltete das Flurlicht an.

Als wäre dies ein Startsignal gewesen, trat Mrs. Peddleton aus ihrer Wohnungstür.

»Miss Croydon, da hat jemand nach Ihnen gefragt«, sagte sie.

Samantha, die schon an der Tür vorbeigegangen war, blieb stehen. »Wer denn?«

»Ein junges Mädchen.«

»Hat sie sich vorgestellt?«

»Nein. Sie hat auch nicht davon gesprochen, daß sie wiederkommen

will.«
»Wird wohl nichts Wichtiges gewesen sein«, meinte Samantha. »Auf jeden Fall danke ich Ihnen, Mrs. Peddleton.«
»Oh, bitte sehr. Man ist ja immer hilfsbereit.«
Dumme Ziege, dachte Samantha, während sie die Treppen hochging.
Samantha Croydon wohnte in der zweiten Etage. Sie besaß dort eine Dreizimmerwohnung. Im Nachbarzimmer lebte ein junges Ehepaar.
Samantha schloß die Wohnungstür auf. Abgestandene Luft wehte ihr entgegen. Die junge Frau öffnete das Fenster. Der Regen klatschte auf die Fensterbank und in die Gardinen.
Es machte Samantha nichts aus.
Sie blickte hinunter auf die Straße. Ein Wagen schlich über den Asphalt. Sonst war niemand zu sehen.
Oder doch?
Drückte sich da unten nicht eine Gestalt in die Nische des gegenüberliegenden Hauses.
Samantha hatte plötzlich ein ungutes Gefühl.
Sie ging zum Schalter und knipste das Licht aus. Dann trat sie wieder an das Fenster.
Jetzt war die Gestalt verschwunden.
»Du siehst auch schon Gespenster«, murmelte sie.
Sie schloß die Fenster, machte wieder Licht, setzte sich in einen Sessel und vergrub das Gesicht in beiden Händen.
Die Wohnung kam ihr auf einmal so verlassen vor. Wie von selbst dachte sie an Garry Santer und auch an den Inspektor von Scotland Yard. Er hatte ihr seine Telefonnummer gegeben. Samantha öffnete die Handtasche, nahm den Zettel heraus und legte ihn neben das beigefarbene Telefon.
Plötzlich klingelte es an der Tür. Samantha zuckte regelrecht zusammen. Wer konnte das sein?
Wieder schellte es.
Auffordernder, aggressiver. Jedenfalls kam es Samantha so vor.
Sie machte in der Diele Licht und ging zur Tür.
Samantha erschrak, als sie die Tür aufzog. Der Besucher stand schon vor ihr.
»Miss Croydon?« fragte eine zitternde Mädchenstimme.
Samantha runzelte die Stirn. Sie sah in ein bleiches Gesicht mit unnatürlich geweiteten Augen. Ein nasses Tuch, unter dem blonde Haare hervorschauten, klebte dem Mädchen auf dem Kopf. Von dem schwarzen Regenmantel rann das Wasser.
Irgendwie kam Samantha das Mädchen bekannt vor. Dann fiel es ihr wie Schuppen von den Augen.
Sicher, das war Cindy Nichols. Garry hatte ihr mal ein Foto gezeigt.
»Mein Name ist Cindy Nichols«, sagte jetzt auch das Mädchen, »darf

ich hereinkommen?«

Samantha zögerte noch einen Moment, doch dann gab sie die Tür frei. »Bitte sehr.«

Sie betrat die Diele.

»Aber legen Sie doch ab«, sagte Samantha und half dem Mädchen aus dem nassen Mantel.

Cindy bedankte sich mit einem Lächeln.

Die beiden Frauen gingen in das Wohnzimmer.

»Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?« fragte Samantha.

Cindy schüttelte den Kopf.

Samantha nahm einen Gin Tonic und setzte sich Cindy gegenüber.

»Wissen Sie eigentlich, daß Scotland Yard Sie sucht, Cindy?«

Das Mädchen zuckte zusammen. »Weshalb?«

»Ihr Vater hatte einen Privatdetektiv beauftragt, Sie zu suchen. Garry Santer hieß der Mann. Doch Mr. Santer ist ermordet worden. Daraufhin hat sich Scotland Yard eingeschaltet.« Samantha nahm einen kleinen Schluck. »Aber sagen Sie mir eins, Cindy. Woher haben Sie meine Adresse? Sie konnten doch gar nicht wissen, daß ich Garry Santers Sekretärin war.«

Cindy Nichols stand auf. Sie trug ein graues Minikleid mit roten Tupfen. Ohne auf die Frage einzugehen, sagte sie: »Ich möchte mich ein wenig frischmachen. Wo ist hier die Toilette?«

»Wenn Sie auf den Flur gehen, die erste Tür links.«

»Danke.«

Nachdenklich sah Samantha Croydon dem Mädchen nach. Irgend etwas stimmte hier nicht. Aber was?

Samantha hörte die Badezimmertür klappen. Sie sprang auf und lief zum Telefon.

Gut, daß Inspektor Sinclair ihr seine Nummer gegeben hatte. Er würde sich bestimmt für den seltsamen Besuch interessieren.

Das Telefon stand direkt neben dem Fenster. Samantha nahm gerade den Hörer ab, als sie in der Scheibe eine Bewegung wahrnahm, die hinter ihrem Rücken geschah.

Samantha wandte sich um… und erstarrte.

Cindy Nichols stand im Wohnzimmer. Ihr Gesicht hatte sich in unbändigem Haß verzogen, und in ihrer rechten Hand blitzte ein gekrümmter Dolch.

»Du wirst sterben«, flüsterte Cindy. »Dämonos wird mit mir zufrieden sein.«

Mit gleitenden Schritten kam das Mädchen auf Samantha zu.

»Machen Sie keinen Unsinn«, rief Samantha. Wie von selbst fiel ihr der Hörer aus der Hand. Er landete genau auf der Telefongabel.

Cindy hob den dolchbewehrten Arm. In ihren Augen stand die kalte Mordlust.

Samantha sprang zur Seite.
»So hören Sie doch!« schrie sie. »Legen Sie das Messer weg. Sie werden…«
Da stach Cindy Nichols zu.
Es ging alles unheimlich schnell. Das blitzende Metall flirrte durch die Luft.
Doch trotz ihrer Panik hatte Samantha aufgepaßt. Sie war im letzten Moment ein Stück zur Seite gewichen.
Die Dolchspitze fuhr durch ihr Kleid und riß die Haut am rechten Arm auf.
Ein beißender Schmerz zog sich durch Samanthas Körper. Sie spürte, wie das warme Blut über ihr Handgelenk lief.
Cindy fauchte. Wieder ging sie zum Angriff über.
Aus dem Stand warf sich Samantha quer über die Couch, wurde hochgefedert und knallte auf den Boden.
Wütend riß Cindy Nichols den leichten Wohnzimmertisch zur Seite.
Wieder stach sie zu.
Samantha rollte sich zur Seite. Der Stich schlitzte das Polster auf.
Samantha flog förmlich hoch, kam auf die Beine, und ehe Cindy reagieren konnte, rannte sie in die Diele.
Doch Cindy war schnell.
Samantha sah, daß sie es nicht bis zur Wohnungstür schaffen würde. Hinter sich hörte sie Cindys keuchenden Atem.
Mitten im Lauf warf sich Samantha herum. Was jetzt geschah, spielte sich in Sekundenbruchteilen ab.
Samantha Croydon sah die wahnsinnige Mörderin auf sich zurennen, sah das Weiße in den Pupillen des Mädchens überdeutlich hervortreten und reagierte plötzlich eiskalt.
Sie bückte sich blitzschnell und zog an dem kleinen Teppich, auf dem Cindy entlanglief.
Der Erfolg war durchschlagend.
Cindy Nichols wurden förmlich die Beine weggerissen. Sie kippte nach hinten und krachte schwer auf den Rücken. Das geschah genau in Höhe der Badezimmertür.
Für Augenblicke verlor Cindy die Übersicht. Und Samantha reagierte richtig.
Ihr Fuß dröhnte in Cindys Hüfte.
Das Mädchen schrie auf und rollte über den Boden, genau auf die halb offenstehende Badezimmertür zu.
Kreischend und schreiend versuchte Cindy auf die Füße zu kommen. Doch Samantha kannte kein Pardon. Ihr nächster Tritt warf Cindy bis in das Badezimmer. Sie rutschte über die Fliesen und stieß sich den Kopf an der Wanne. Den Dolch hatte sie jedoch nicht aus den Fingern gelassen.

Samantha riß die Tür zu. Zum Glück steckte der Schlüssel von außen. Sie drehte ihn einmal herum.

Dann spielten ihre Nerven nicht mehr mit. Ihr wurde plötzlich schwindelig, und Samantha konnte sich im letzten Moment noch an der Garderobe festhalten. Jetzt spürte sie auch wieder diesen höllischen Schmerz im rechten Arm. Das Blut war inzwischen eingetrocknet.

Samanthas Blick fiel in den Spiegel. Sie erkannte sich selbst nicht mehr wieder.

Die Angst hatte sich in ihr Gesicht gegraben.

Schläge gegen die Badezimmertür rissen sie wieder in die brutale Wirklichkeit zurück.

»Mach auf!« hörte sie Cindys kreischende Stimme. »Aufmachen. Ich bring dich um. Ich…«

Ihre Stimme überschlug sich.

In einem wilden Stakkato hämmerten die Fäuste der Tobenden gegen das Holz.

Würde die Tür diesen Angriffen auf die Dauer standhalten?

Samantha glaubte es nicht. Sie mußte einfach etwas unternehmen. Sie hörte ein Knirschen und Kratzen an der Tür. Sie wußte sofort, was das zu bedeuten hatte.

Cindy bearbeitete das Holz mit dem Dolch. Es würde gar nicht mehr lange dauern, dann war die Mörderin wieder frei.

Und dann?

Samantha kam nicht mehr dazu, diesen Gedanken zu Ende zu führen, denn im gleichen Augenblick schrillte das Telefon…

***

Taumelnd erreichte Samantha den Apparat. Mit der linken Hand riß sie den Hörer von der Gabel.

»Ja?« keuchte sie.

»Miss Croydon, hier ist Inspektor Sinclair. Ich…«

»Inspektor!« schrie Samantha. »Kommen Sie, ich… Sie ist hier… Mein Gott…«

»Wer ist bei Ihnen?«

»Die Mörderin. Cindy. Ich… Sie hat mich verletzt. Sie will mich umbringen!«

»Behalten Sie die Nerven!« rief John. »Ich bin ganz in Ihrer Nähe. Es dauert nur einige Minuten.«

»Machen Sie schnell, Inspektor. Schnell!«

John hatte schon aufgelegt.

Ihr wurde auf einmal hundeelend.

Du darfst nicht ohnmächtig werden! schrie es in ihr. Du mußt dem Inspektor öffnen, wenn es schellt.

Das Hämmern an der Badezimmertür wurde plötzlich lauter. Holz splitterte.

Samantha Croydon raffte alle Energie zusammen und taumelte in die Diele.

Ihre Augen weiteten sich entsetzt, als sie sah, daß schon ein Stück Holz aus der Tür herausgebrochen war.

»Ich kriege dich!« gellte die Stimme der wahnsinnigen Mörderin. »Du entkommst mir nicht!«

Wieder warf sich Cindy gegen die Tür.

Noch für Minuten hielt sie stand.

Samantha lehnte an der Wand. Sie hatte die Fäuste gegen den Mund gepreßt und zitterte wie Espenlaub.

Splitternd brach ein Stück Holz aus der Tür. Genau in Höhe des Schlosses.

»Jetzt!!« kreischte Cindy drinnen im Badezimmer und rammte beide Beine gegen die Tür.

Das Holz um das Schloß herum platzte weg. Die Tür krachte auf.

Cindy Nichols war frei!

In diesem Augenblick schrillte die Türklingel…

***

John Sinclair jagte seinen Bentley schräg auf den Bürgersteig, da er vor dem Haus keinen Parkplatz fand.

Der Inspektor riß die Tür auf und hechtete aus dem Wagen. Hoffentlich kam er nicht zu spät!

Die Haustür stand zum Glück offen. Johns Handballen knallte auf den Flurlichtschalter, und dann jagte der Inspektor mit langen Sätzen die Stufen hoch.

Das dumpfe Krachen einer Tür hörte er schon auf dem ersten Treppenabsatz.

Sekunden später hatte John Samantha Croydons Wohnungstür erreicht. Er preßte seinen Daumen auf den Klingelknopf.

Hohl schepperte die Glocke.

Und in dieses Klingeln mischte sich ein gellender Angstschrei, dem keuchende Laute folgten.

Für John ging es um Sekunden.

Er nahm einen kurzen Anlauf und warf sich mit aller Macht gegen die Wohnungstür.

Sie hielt zitternd stand.

Noch einmal das gleiche.

Diesmal hatte John Glück.

Mitsamt der Tür segelte er in den dahinterliegenden Korridor. John war schräg in die Wohnung geflogen. Er fing den Fall zwar ab, konnte jedoch nicht verhindern, daß er mit der Schulter gegen die

Korridorwand krachte.

John preßte einen Fluch durch die Zähne und sah aus den Augenwinkeln zwei am Boden liegende Frauen.

Eine lag auf dem Rücken. Es war Samantha Croydon. Über ihr kniete Cindy Nichols, hatte die Hand mit einem Dolch erhoben und wollte zum tödlichen Stoss ansetzen.

Johns plötzliches Auftauchen brachte sie aus dem Konzept.

Mit einem Ruck wandte sie den Kopf und starrte den Inspektor aus blutunterlaufenen Augen an.

John kam auf die Beine. Zum Glück hatte er sich an der Schulter nichts ausgerenkt.

Im gleichen Moment ließ auch Cindy Nichols die unter ihr liegende Samantha los.

Fauchend wandte sie sich ihrem neuen Gegner zu. Der gekrümmte Dolch funkelte gefährlich in ihrer rechten Hand.

Samantha kroch auf allen vieren aus der Gefahrenzone. Sie brachte sich im Wohnzimmer in Sicherheit.

»Geh weg!« kreischte Cindy und fuchtelte mit dem Dolch herum. »Geh endlich weg!«

John trat einen Schritt zur Seite. Er brauchte nur in die Augen des Mädchens zu sehen, um zu wissen, daß sie unter einem fremden Einfluß stand.

Unter dem Einfluß des Bösen!

John startete einen Scheinangriff. Sofort stieß Cindy zu. Die blitzende Klinge wischte dicht an Johns Gesicht vorbei.

Cindy setzte nach. Dieser erste Fehlangriff hatte sie noch mehr angestachelt.

Sie zog den gekrümmten Dolch nach oben, wollte John förmlich aufschlitzen.

Der Inspektor steppte zur Seite, prallte gegen die Garderobe, verfing sich in einem dort hängenden Mantel, verlor für einen Moment die Übersicht und ließ sich instinktiv fallen.

Keinen Herzschlag zu früh.

Dicht über ihm durchschnitt das Messer den Stoff des Mantels. Das Innenfutter ratschte häßlich.

Bis jetzt hatte sich John Sinclair zurückgehalten. Nun wurde ihm klar, daß Rücksicht fehl am Platze war.

Plötzlich gellten Polizeipfeifen unten im Haus.

Cindy, die gerade zu einem neuen Angriff ansetzen wollte, erstarrte.

Dann warf sie sich ruckartig herum und rannte in den Hausflur.

John, der sich erst von dem Stoff befreien mußte, verlor wertvolle Zeit.

Als er endlich im Hausflur stand, hatte Cindy schon den nächsten Treppenabsatz erreicht, der nach oben führte.

»Halt!« gellte eine scharfe Männerstimme.
Zwei Bobbys stürmten die Treppen hoch. Einer der Hausbewohner mußte wohl die Polizei alarmiert haben.
»Scotland Yard!« schrie John den beiden Uniformierten noch zu und machte sich an die Verfolgung der wahnsinnigen Mörderin.
Cindy Nichols war schnell. Die Angst, den Verfolger im Nacken zu wissen, stachelte sie zu fast übermenschlichen Leistungen an.
John nahm die Stufen mit Riesenschritten. Das Haus hatte fünf Etagen, und als John endlich oben ankam, schnappte er ganz schön nach Luft.
Cindy Nichols war verschwunden.
John sah sich schnell um. Eine Stiege fiel ihm auf, die nach oben, wahrscheinlich zum Speicher, führte.
Nach dorthin mußte Cindy verschwunden sein.
Daß John mit seiner Annahme richtig lag, merkte er daran, daß er trotz der vielen Geräusche im Haus auf dem Speicher trampelnde Schritte hörte.
John kletterte die enge Stiege hinauf. Sie mündete in einer offenstehenden Luke.
Vorsichtig peilte John über den Rand.
Vor sich sah er einen großen, fast finsteren Speicher. Drahtleinen, an denen Wäschestücke hingen, spannten sich von einer Seite zur anderen.
John glitt über den Rand der Luke.
Jetzt mußte er verdammt vorsichtig sein. Irgendwo hatte sich Cindy versteckt. Lauerte wahrscheinlich auf ihn, um mit ihrer schrecklichen Waffe einen Mord zu begehen.
Möglichst geräuschlos schlich John über den Boden. Immer wieder huschten seine Blicke hin und her.
Und plötzlich sah er, daß ein Wäschestück im Windzug flatterte. John kreiselte herum.
Das offene Fenster starrte ihm höhnisch entgegen.
Mit wenigen Sätzen hatte John es erreicht.
Es war quadratisch und ziemlich klein. Dabei noch sehr hoch. Der untere Rahmen reichte John bis zur Brust.
Inspektor Sinclair peilte aus dem Fenster und dachte, ihn würde der Schlag treffen.
Das Dach war schräg. Die regennassen Pfannen glänzten.
Ein schräges Dach!
Und Cindy…?
John Sinclair zögerte nicht länger. Er stemmte sich mit beiden Armen an dem Fensterrahmen hoch, verlagerte sein Gewicht nach vorn und lag dann halb auf den Dachpfannen.
Der starke Regen war in ein feines Nieseln übergegangen. Die Luft

war feucht und schwer.
John ließ seinen Blick schweifen.
Von Cindy war nichts zu sehen. Urplötzlich vernahm er hinter sich ein Keuchen.
Cindy! Sie mußte über ihm gelauert haben.
Das war alles, was John noch denken konnte, denn im gleichen Augenblick krachte etwas mit elementarer Wucht gegen seinen Kopf.
Es war eine Dachpfanne. Cindy hatte sie geworfen. Allerdings nicht gut gezielt. Der Ziegel hatte Johns Hinterkopf nur gestreift. Da John auch nicht allzu weit auf dem Dach lag, hatte ihn der Schlag auch nicht so stark nach vorn geworfen, daß er auf den glatten Ziegeln hätte hinunterrutschen können.
Der Inspektor fühlte, wie ihm das warme Blut in den Nacken rann. Mühsam wandte er den Kopf.
Cindy hockte schräg über ihm. Sie hatte sich mit Händen und Füssen abgestützt, um die Balance zu halten. Den Dolch hielt sie mit dem Griff zwischen den Zähnen.
»Machen Sie keinen Unsinn!« keuchte John. »Kommen Sie her.«
Er streckte einen Arm aus und drehte sich langsam auf den Rücken.
Doch Cindy hörte nicht. Oder sie wollte nicht hören. John brauchte nur in ihre mordlüsternen Augen zu blicken, um zu wissen, was die Stunde geschlagen hatte.
Cindy rutschte immer näher. Vielleicht noch einen Meter, dann hatte sie den Inspektor erreicht.
Und John hing immer noch in dieser verdammten Schräglage.
Wenn das Mädchen die Nerven verlor, dann…
Plötzlich hob Cindy ihren rechten Arm und riß den Dolch aus dem Mund. Weit holte sie aus, um die scharfe Klinge in John Sinclairs Brust zu stoßen.
Der Inspektor ahnte, was nun passieren mußte.
»Cindy!«
Der Schrei blieb ihm in der Kehle stecken.
Durch die unkontrollierte Bewegung kam das Mädchen auf den glitschigen Pfannen ins Rutschen.
Wie in Zeitlupe glitt sie an John vorbei.
»Meine Hand!« brüllte John Sinclair. Cindy dachte nicht daran. Sie sah ihn nur starr an.
John setzte alles auf eine Karte. Er warf sich so weit vor, daß praktisch nur noch seine Fußspitzen an der Fensterbank Halt fanden.
Cindy hatte John schon passiert. Im letzten Augenblick bekam der Inspektor noch einen Schuh zu fassen.
Seine Finger klammerten sich um das Leder.
Cindys tödliche Rutschpartie wurde gebremst.
Das Mädchen merkte, was los war, und wandte sich um. Für

Sekundenbruchteile sah John in ihr leichenblasses Gesicht. Dann verzerrte es sich zu einer teuflischen Grimasse.

Cindy nahm den Dolch und stieß damit gegen Johns Hand.

John Sinclair ließ los. Mußte loslassen.

Cindy, immer noch in Bewegung, kippte plötzlich zur Seite weg. Sie prallte auf das Dach, überschlug sich und rutschte dann mit atemberaubender Schnelligkeit dem Dachrand zu.

Aus Johns Kehle kam nur ein verzweifeltes Krächzen, als Cindy Nichols, ohne einen Laut von sich zu geben, in die gähnende Tiefe fiel.

Bis hier oben hörte man den Aufprall des Körpers.

John Sinclair kroch langsam zurück. Er hatte sein möglichstes getan und trotzdem nicht helfen können.

Ein bitteres Gefühl.

Was waren das nur für Menschen, die Cindy in ihren Klauen hatten?

Aber waren es überhaupt Menschen? Noch ahnte John Sinclair nichts von der Göttin Li Ten Sai und von Dämonos, ihrem grausamen Diener…

***

Um Cindys zerschmetterten Körper hatte sich ein Kreis von Neugierigen versammelt. Aufgeregt tuschelten sie miteinander. Vermutungen wurden laut. Jeder wollte etwas gesehen haben, doch am Ende wußten sie alle nicht, worum es ging.

John Sinclair bahnte sich einen Weg durch die Menge. In seinem Schlepptau befanden sich die beiden Bobbys, denen er schon im Hausflur begegnet war.

Nur widerwillig wurde ihnen Platz gemacht. Dann stand John endlich vor der Leiche.

Cindy hielt noch immer den Dolch in der Hand. Die Finger hatten sich fest um den Griff geklammert. John bückte sich, um der Toten die Waffe aus der starren Hand zu nehmen. Es gelang ihm nur mit Mühe.

»Aber sie bluten ja, Inspektor«, sagte einer der Bobbys.

»Macht nichts«, erwiderte John. »Dem armen Ding ist überhaupt nicht mehr zu helfen.«

Er deutete auf Cindy Nichols.

Den Bobbys gelang es endlich, die Menschen auseinanderzutreiben. Inzwischen trafen der Leichen- und ein Krankenwagen ein.

Cindys Leiche wurde in eine Kunststoffwanne gelegt und weggefahren.

John schickte einen Sanitäter zu Samantha Croydon. Sie kam wenig später und gestützt durch den Sanitäter auf John Sinclair zu.

»Wie geht es Ihnen, Miß Croydon?« fragte John.

Die Frau lächelte schmerzlich. »Könnte schlimmer sein.«

Dann bestieg sie den Ambulanzwagen, um sich verarzten zu lassen.

»Sie wären auch an der Reihe«, meinte einer der Sanitäter zu John. »Mit solch einer Wunde ist nicht zu spaßen.«
John hob die Hand und faßte sich an den Hinterkopf. Er fühlte eingetrocknetes Blut. »Sie haben recht, Meister. Klemmen Sie mir ein Pflaster drauf.«
»Kommen Sie mit in den Wagen, Sir.«
John setzte sich auf die kleine Bank hinten in dem Ambulanzwagen. Samanthas Stichwunde wurde soeben fachmännisch behandelt. Der Sanitäter sparte nicht mit Jod. Samantha schrie ab und zu schmerzerfüllt auf, wenn das höllisch scharfe Zeug ihre Wunde berührte.
John grinste säuerlich. Aber auch ihn nahm der Sanitäter in die Mangel. Hinterher klebte ein fast handgroßes Pflaster auf seinem Kopf.
Der Wagen startete.
»Wohin fahren wir?« wollte Samantha wissen.
»In das Charter Hospital« erwiderte John. »Sie werden dort noch einmal gründlich untersucht.«
»Werden Sie dort auch eingewiesen. Inspektor?«
»Ich? Nein. Warum fragen Sie?«
»Weil Sie mitfahren, Inspektor.«
John lachte. »Das hat andere Gründe. Ich wollte Sie nämlich auf der Fahrt noch ein wenig aushorchen.«
»Hatte ich mir fast gedacht, Inspektor. Aber ich kann Ihnen nicht viel bieten«
»Warten wir es ab«
Samantha erzählte die Geschichte von A bis Z. Von Cindys Ankunft, dem plötzlichen Überfall, bis zu ihrer Rettung in letzter Sekunde. »Hat Cindy Nichols irgend etwas gesagt, das Ihnen besonders im Gedächtnis haften geblieben ist? Bitte überlegen Sie genau, Miß Croydon. Jedes Wort kann unter Umständen wichtig sein.«
Samantha legte ihre Stirn in Falten. »Ich weiß nicht so recht, Inspektor. Sie hat ja meistens nur geschrien und gekreischt, aber einen Namen hat sie doch erwähnt. Domos oder so ähnlich. Nein, halt, jetzt erinnere ich mich wieder. Der Name hieß Dämonos.«
»Dämonos…«, wiederholte John gedehnt. Sein Gesicht verschloß sich, wurde ernst und grüblerisch.
»Ist etwas mit Ihnen, Inspektor?«
»Nein, nein, Miss Croydon. Ich hatte nur an etwas gedacht.«
Der Wagen stoppte.
Der mitfahrende Sanitäter peilte durch einen Spalt in der Milchglasscheibe.
»Wir sind da«, sagte er.
Im gleichen Augenblick öffneten sich auch schon die hinteren Türen.

John verabschiedete sich von Samantha Croydon. »Rufen Sie mich an, sobald Sie entlassen werden«, sagte er.

»Mach' ich, Inspektor.«

John pfiff sich ein Taxi heran, und fuhr zum Ort des schrecklichen Geschehens zurück, wo ja immer noch sein Bentley parkte.

Während der Taxifahrt ging ihm der Name Dämonos nicht aus dem Kopf. Und auch der Dolch fiel ihm wieder ein. John hatte ihn in den Gürtel gesteckt.

Er zog ihn heraus und betrachtete die gefährliche Waffe näher.

Der Taxifahrer, der John im Innenspiegel beobachtet hatte, fuhr mit einem mal langsamer. »Wollen Sie mich umbringen?« fragte er. Während seiner Worte hatte er eine kleine Klappe in der Trennscheibe aufgezogen. An Stelle einer Antwort zückte John seinen Ausweis und preßte ihn gegen die Scheibe.

Der Fahrer war beruhigt.

John hielt den Dolch vor das Seitenfenster und entdeckte auf dem Griff einig seltsame Zeichen. Er sah genauer hin und erkannte, daß es chinesische Schriftzeichen waren. John konnte damit nichts anfangen. Er beschloß, noch heute Abend zu einem Experten zu fahren. Der Mann hieß Dr. Carl Möbius. Er war Archäologe und Ethnologe, kannte sich besonders gut mit alten Sprachen aus und war ein weitläufiger Bekannter des Inspektors. Er würde diese seltsamen Zeichen bestimmt entziffern können.

Nach weiteren fünf Minuten war die Fahrt beendet.

Trotz Regen und Dunkelheit standen immer noch einige Menschen vor dem Haus herum und diskutierten erregt. Als John aus dem Taxi stieg, wurde ihm manch mißtrauischer Blick zugeworfen.

John hatte gerade die Tür seines Bentleys geöffnet, da tippte ihm jemand auf die Schulter.

Der Inspektor wandte sich um. Ein etwa fünfundzwanzig jähriger Mann starrte ihn an.

Der Kerl trug einen zerknautschten Anzug und hatte eine Schirmmütze auf dem Kopf. Sein dunkles Haar hing ihm strähnig bis weit über die Ohren. Er hatte ein schiefes Gesicht und eine überlange, spitze Nase.

»Was gibt's?« fragte John Sinclair.

Der Mann nahm eine Hand aus der Hosentasche und schob seine Mütze weiter in die Stirn.

»Sind Sie vom Yard?«

John nickte. »Ich bin Inspektor Sinclair.«

»Ich kannte die Puppe«, sagte der Mann, ohne seinen Namen zu nennen.

John zog die Augenbrauen zusammen. »So?«

»Gibt's denn 'ne Belohnung?«

»Nein, Mr. Unbekannt.«

Der Knabe grinste. »Also, ich heiße Ross. Simon Ross. Ich wohne ja nicht hier. Allerdings meine Alten. Ich habe drüben ‘ne Bude in Soho. Nur wenn ich mal blank bin, komme ich hierher. Sie verstehen?«

»Aha«, machte John nur.

Er wußte, worauf der Kamerad hinauswollte. Auf Geld. Ein paar Scheinchen für eine Information.

Doch das hatte John noch nie gemacht.

»Da Sie ja jetzt bei Ihren Eltern waren, haben Sie bestimmt Geld«, sagte er. »Also, Mr. Ross, worum geht’s?«

»Das hatte ich Ihnen ja schon gesagt«, erwiderte der Mann mürrisch. »Um die Puppe. Die habe ich oft in Soho gesehen.«

»Soho ist groß«, sagte John.

»Sie trieb sich in Kneipen rum. Meistens hockte sie im Coffin.«

»Im Sarg«, echote John.

»Ja, so heißt der Schuppen, weil es da verdammt eng ist.«

»Und weiter?«

»Nichts. Das war alles, was ich Ihnen sagen wollte.«

»Dann vielen Dank, mein Freund«, sagte John lächelnd und stieg in seinen Bentley. »Sollten Sie mal Ärger mit der Polizei kriegen, lege ich ein gutes Wort für Sie ein.«

»Geizkragen«, knirschte der Mann.

Aber das hörte John schon nicht mehr. Er hatte bereits den Wagen auf die Straße gesetzt und fuhr in Richtung Themse. Dort lag das Institut für Archäologie, in dem Dr. Carl Möbius arbeitete.

***

»Selbstverständlich habe ich für Sie Zeit, Inspektor«, sagte Dr. Möbius, als John ihn anrief. »Kommen Sie am besten gleich vorbei. Ich wohne in dem kleinen Anbau direkt neben dem Institut.«

John bedankte sich und legte auf. Dann stieg er wieder in seinen Bentley, fuhr noch einige Minuten und steuerte den Wagen in den kleinen Park, in dem das Institut lag.

Vor dem alten Haus, zu dem eine gewundene Freitreppe hinaufführte, standen ein paar riesige Ulmen. Ihr Laub glänzte naß im Regen.

John stellte den Kragen seines Trenchcoats hoch und eilte mit schnellen Schritten auf den Anbau zu.

Hinter zwei Fenstern brannte Licht. John sah den Schatten eines Mannes hin und her wandern.

Der Inspektor betätigte die altmodische Klingel.

Schon Sekunden später wurde geöffnet.

»Willkommen, Inspektor«, sagte Dr. Möbius und streckte John beide Hände entgegen.

Dr. Möbius war ein Mann, der die Fünfzig bereits überschritten hatte. Sein immer noch pechschwarzes Haar war an einigen Stellen bereits gelichtet. Dr. Möbius’ Gesicht wirkte kantig. Der Mund bildete nur einen schmalen Strich.

Der Wissenschaftler ließ sich Zeit. John beobachtete den Mann genau. Er stellte fest, daß sich ein dünner Schweißfilm auf der Stirn des Archäologen gebildet hatte. Ab und zu zuckten die Mundwinkel des Mannes nervös.

Schließlich legte er den Dolch neben sich in den Sessel, nahm einen Schluck aus dem Whiskyglas und sagte: »Woher haben Sie die Waffe, Inspektor?«

»Ich habe sie einem Mädchen abgenommen, bevor es damit Unheil anrichten konnte. Aber was steht auf dem Griff, Doktor?«

Der Wissenschaftler räusperte sich. »Es steht dort viel und trotzdem wenig.«

»Wie soll ich das verstehen?« fragte John verwundert.

»Ich will versuchen, es Ihnen zu erklären.« Dr. Möbius strich sich über sein Haar. »Es wird dort von einer Göttin berichtet, die in grauer Vorzeit auf der Erde gelebt hat. Die Göttin heißt Li Ten Sai, und die Legende besagt, daß sie irgendwann einmal wieder mit ihrem ersten Diener Dämonos auf die Erde zurückkehren wird.«.

John beugte sich gespannt vor. »Dämonos?« echote er.

Dr. Möbius blickte den Inspektor an. »Ja, so hieß dieser Zauberer. Er und die Göttin sind vor Jahrtausenden zurück in die Dämonenwelt geschleudert worden. Weshalb, das weiß ich nicht. Es steht aber so viel fest, daß die Göttin Opfer braucht. Und in ihrem Fall ist es die Seele des Menschen, die durch seine Augen aus dem Körper gerissen wird. Erst wenn eine gewisse Menge dieser Seelenkraft erreicht ist, wird die Göttin in der Lage sein, wieder in unsere Welt zu treten.«

»Das sind ja schreckliche Perspektiven, die Sie da aufzählen, Doktor.« John Sinclair wischte sich über die Stirn. Sie war schweißnaß. Dann blickte er dem Wissenschaftler fest in die Augen.

»Und was kann man dagegen unternehmen, Doktor?«

»Wir Menschen wahrscheinlich nichts. Wir können nicht gegen Dämonen kämpfen.«

John Sinclair straffte sich. »Da bin ich gar nicht so sicher. Mir ist es schon einmal gelungen, einen Dämonen zu besiegen. Und ich werde auch diesmal den Kampf aufnehmen.«

»Dazu wird es nicht kommen, Inspektor!«

John horchte auf. »Nennen Sie mir den Grund.«

»Weil Sie dieses Haus nicht mehr lebend verlassen!«

John zuckte zusammen. »Sagen Sie das noch mal.«

»Nein, Inspektor. Ich habe mich wohl klar genug ausgedrückt.«

Ehe John es verhindern konnte, hatte sich Dr. Möbius vorgebeugt

und auf einen Knopf unter dem kleinen Tisch gedrückt, der zwischen der Sesselgruppe stand.

Im gleichen Moment gab es von den Fenstern und der Tür her knallende Geräusche.

John sprang auf. »Ich verlange eine Erklärung«, sagte er scharf.

»Die können Sie haben, Inspektor.«

Jegliche Freundlichkeit war aus Dr. Möbius' Gesicht gewichen. In seinen Augen lag ein Ausdruck, den John schon oft genug gesehen hat.

Fanatismus und unbändiger Hass!

»Dieses Haus wird für Sie zur Todesfalle, Inspektor. Die Fenster und auch die Tür sind jetzt durch Stahlgitter gesichert. Ein Entkommen ist unmöglich.«

John Sinclair verlor nicht die Nerven. »Sie vergessen nur eins, Doktor«, sagte er, »auch Sie sitzen in dieser Rattenfalle. Die Chancen stehen also fünfzig zu fünfzig. Und jetzt bringen Sie mich hinaus, Dr. Möbius, oder es geschieht ein Unglück.«

Der Wissenschaftler lachte. »Sie sind naiv, Inspektor. Sie glauben doch nicht im Ernst, daß Sie gegen mich bestehen können. Was meinen Sie, was in Ihrem Whisky war?«

»Ich – ich…«

Johns Stimme versagte. Er merkte plötzlich, daß der verbrecherische Wissenschaftler nicht übertrieben hatte. Der Kragen seines Hemdes wurde ihm zu eng. John wollte den Arm heben, den obersten Knopf öffnen, doch es ging nicht. Er hatte einfach nicht mehr die Kraft dazu.

Die Knie wurden John weich. Nur mit Mühe konnte er die Augen offen halten. Er sah genau in das grinsende Gesicht von Dr. Möbius. Es schien aus Gummi zu sein, so verzerrt wirkte es.

John fiel auf den Boden. Er konnte den Fall nicht mehr abfangen und prallte mit dem Gesicht auf den Teppich. Doch das merkte John Sinclair nicht mehr. Er war bereits bewußtlos.

Dr. Möbius kicherte. Hämisch starrte er auf den Inspektor hinab.

»Die Göttin wird sich freuen«, flüsterte er. »Wieder eine Seele mehr. Die Seele ihres größten Feindes.«

Dr. Möbius kicherte irr. Er ging zu dem Tisch zurück und drückte auf den bewußten Knopf.

Rasselnd zischten die Eisenladen hoch. Dr. Möbius hatte sie vorhin nur zur Sicherheit heruntergelassen, damit der Inspektor nicht noch im letzten Moment eine Chance fand, zu entkommen.

Dr. Möbius starrte auf den Dolch, der noch immer auf dem Sessel lag.

»Ja«, flüsterte er rauh. »Ich werde es tun. Ich muß es tun.«

Seine Finger umklammerten den Griff. Wie festgewachsen lag der Dolch in seiner Hand. Das geschwungene Metall funkelte im Licht der Lampen.

Dr. Möbius kniete sich neben den bewußtlosen Inspektor. Langsam näherte sich die mörderische Waffe John Sinclairs Augen…

***

»Das wär's eigentlich, Miss Croydon«, sagte der Arzt, der Samantha untersucht hatte. »Außer der Schramme an ihrem Arm haben Sie nichts abbekommen. Wenn ich Ihnen trotzdem einen guten Rat geben darf, schonen Sie sich noch ein wenig. Ein paar Tage Bettruhe können nie schaden.«

Samantha lächelte gequält. »Vielen Dank, Doktor. Aber ich kann leider Ihren Vorschlag nicht annehmen. Ich habe noch einiges zu erledigen.«

»Wie Sie wollen, Miss Croydon.«

Samantha wandte sich zum Gehen.

»Ich begleite Sie noch bis zur Tür«, sagte der Arzt.

Draußen verabschiedete er sich mit einem festen Händedruck.

Es nieselte noch immer. Tief zog Samantha die feuchte Luft ein. Nach dem Krankenhausgeruch war das direkt eine Erholung für die Lunge.

Samantha blickte auf ihre Uhr. Noch eine Stunde bis Mitternacht. Vor dem Krankenhaus warteten immer einige Taxis. Samantha winkte einen Wagen herbei und gab als Fahrtziel ihre Wohnung an.

Die Fahrt verlief schweigend. Samantha dachte an Garry Santer. Sie hatte diesen Mann geliebt, und er war auch nicht abgeneigt gewesen, eine Ehe mit ihr einzugehen. Doch dann war der bestialische Mord geschehen. Samantha preßte die Zähne zusammen, als sie daran dachte. Haß drohte sie zu überwältigen. Aber noch ein anderes Gefühl breitete sich aus.

Rache!

Rache für Garry Santer!

»Wir sind da, Madam«, sagte der Fahrer und wandte sich um. Als er in Samanthas Augen blickte, zuckte der Mann erschrocken zurück. »Ist Ihnen nicht wohl, Madam?«

»Doch, doch.«

Zum Glück fand Samantha noch Geld in ihrer Manteltasche. Es reichte gerade aus, um die Fahrt zu bezahlen.

Ihre Nachbarn waren inzwischen wieder zu Bett gegangen. Wenigstens konnte man das aus der Ruhe folgern, die im Haus herrschte.

Samantha betrat ihre Wohnung und ging sofort ins Schlafzimmer. Sie kümmerte sich auch nicht um die Unordnung, die in den Räumen herrschte, sondern wühlte mehrere Nachttischladen durch und fand schließlich ihre Pistole.

Es war eine italienische Beretta. Garry Santer hatte sie ihr einmal geschenkt. Die Waffe war geladen.

Sechs Schuß steckten in dem Magazin. »Ich hätte die Pistole ein paar Stunden früher zur Hand haben sollen«, murmelte Samantha, aber da hatte sie in ihrer Panik ganz vergessen, daß im Schlafzimmer noch eine Waffe lag.

In der Zwischenzeit hatte sich Samantha jedoch gewandelt. Sie hatte fast all ihre Gefühle abgeschüttelt und lebte jetzt nur noch für ihre Rache. Als sie in den Spiegel blickte, sah sie, daß ihr Gesicht wie aus Holz geschnitzt wirkte.

Samantha steckte die Pistole in den Rockbund und zog ihren Pullover darüber. Anschließend nahm sie sich etwas Geld und verließ die Wohnung – nicht, ohne vorher gut abgeschlossen zu haben.

Natürlich begegnete ihr im Hausflur Mrs. Peddleton. Die Alte hatte einen Morgenrock übergestreift und sah aus wie ihre eigene Großmutter.

»So spät noch weg, Miss Croydon?« fragte sie mit ihrer quäkenden Stimme.

»Ja, auf Männerjagd«, erwiderte Samantha knapp und öffnete die Haustür.

Sie hörte die Alte noch reden, als sie schon an ihrem Austin stand.

Samanthas Ziel war Soho. Dort hatte Garry Santer seine Ermittlungen aufgenommen. Samantha wußte zwar nicht genau, in welchen Lokalen der Privatdetektiv recherchiert hatte, aber sie konnte sich ungefähr vorstellen, wo er eine Spur gefunden hatte.

Der Austin rollte durch das nächtliche London. Am Piccadilly Circus herrschte noch immer Hochbetrieb. Bordsteinschwalben und Dealer hatten hier ihr Revier. Dazwischen flanierten Passanten und manchmal auch Bobbys.

Samantha hatte für das Treiben keinen Blick. Heute ging es um mehr. Vielleicht würde sie den nächsten Tag gar nicht mehr überleben. Möglich war alles.

Samantha Croydon erreichte Soho. Die Straßen wurden enger, winkliger, und die Menschen links und rechts auf den Bürgersteigen gehörten einer anderen sozialen Schicht an.

Finstere Lokale, die man oft nur als Kaschemmen bezeichnen konnte, tauchten auf. Teilweise standen die Namen in Leuchtschrift über dem Eingang. Aber oft brannte auch diese nicht.

Samantha parkte ihren Wagen in einer Seitengasse. Schon als sie ausstieg, wurde sie von zwei Kerlen angesprochen. Samantha kümmerte sich nicht darum, sondern wandte sich in eine andere Richtung.

Sie erreichte eine schmale Gasse, die mit Kopfsteinpflaster ausgelegt war. In dieser Ecke mußte Garry Santer mit seinen Aufklärungen begonnen haben.

Die Reklame eines Lokals fiel Samantha ins Auge. Blue Bird hieß es,

und über dem Eingang war ein großer Vogel angebracht worden, dessen Umrisse alle zwei Sekunden blau aufleuchteten.

Zu der Kneipe selbst ging es drei Treppen hinunter. Die Holztür war mit Pornobildern beklebt worden, die aber schon zum Teil abgerissen waren.

Stimmengewirr brandete Samantha entgegen, als sie die Tür aufzog.

Das Lokal war übervoll. Samantha kämpfte sich mühsam bis zur Theke durch. Auf dem Weg dorthin wurde sie mehrmals an Stellen angefaßt, wo sie es von Fremden nicht gern hatte.

Ein Hocker war nicht mehr frei. Samantha war froh, überhaupt noch einen Platz zu ergattern. Rechts von ihr klebte ein schwarzgelockter Zuhältertyp, und an ihrer linken Seite hatte es sich eine Bordsteinschwalbe bequem gemacht. Sie trug ein billiges Fähnchen, das so kurz war, daß jeder die prallen Oberschenkel sehen konnte. Das Girl nuckelte an einem Whisky. Sie warf Samantha einen kurzen Blick zu und griff dann wieder nach ihrem Glas.

»Was willst du denn trinken?« fragte neben ihr der Zuhältertyp.

Samantha hatte schon eine abweisende Antwort auf der Zunge, überlegte es sich aber im letzten Augenblick anders. Sie durfte keinen Verdacht erwecken.

»Whisky«, erwiderte sie.

Der Typ bestellte bei dem glatzköpfigen Wirt für sich direkt einen mit. Der Whisky kam.

»Cheerio«, sagte der Kerl.

Samantha verzog die Mundwinkel. Der Mann schüttete sich das Zeug in die Kehle, während Samantha nur nippte.

»Neu hier?« fragte der Kerl.

Samantha nickte.

»He, kannst du nicht sprechen?«

»Doch.«

»Na, also. Ist ja alles klar, oder?« Der Mann zog die Nase hoch. »Ich könnte übrigens noch eine wie dich gebrauchen«, sagte er. »Kannst für mich arbeiten.«

Samantha schüttelte den Kopf. »Ich arbeite auf eigene Rechnung.«

Der Kerl lachte blechern. »So was gibt's hier nicht. Jede arbeitet für irgendeinen. Sieh dir Wanda an. Sie schafft auch für mich an.« Er deutete auf die Frau neben Samantha.

Wanda wandte den Kopf. »Ist was?«

»Nee, sauf weiter«, knurrte der Zuhälter.

»Ich habe trotzdem keine Lust«, erklärte Samantha bestimmt.

Der Zuhälter kniff die Augen zusammen. Samantha sah erst jetzt, daß sein Gesicht von einer Narbe entstellt war. Sie zog sich vom rechten Auge bis hinunter zum Kinnwinkel.

Ehe der Zuhälter jedoch etwas sagen konnte, hatte Samantha ein Bild

von Garry Santer aus der Manteltasche geholt und hielt es dem Kerl hin.

»Kennen Sie den Mann?«

Der Zuhälter wurde von der Frage überrumpelt. »Ja. Aber warum…?« Plötzlich sprang er auf. »Du verdammte Schnüfflerin!« Und ehe sich Samantha versah, hatte ihr der Zuhälter die flache Hand ins Gesicht geschlagen.

Das Geräusch war so laut, daß es viele Gäste hörten und sofort still wurden. Gespannt starrten sie in die Richtung der beiden Kontrahenten.

Samantha merkte, wie ihr das Blut in den Kopf stieg. Ihre rechte Wange fühlte sich an, als wäre sie dick wie ein Ballon. Sie war zum erstenmal in ihrem Leben in eine Situation geraten, der sie kaum gewachsen war.

»Was willst du denn von dem Schnüffler?« fragte der Zuhälter lauernd und so laut, daß fast alle es hören konnten.

Da ritt Samantha der Teufel. »Ich will seinen Mörder finden«, erwiderte sie.

Drei, vier Herzschläge lang war es still in dem Lokal. Doch dann begann der Zuhälter brüllend zu lachen.

»Seinen Mörder«, gluckste er. »Du und seinen Mörder suchen. Daß ich nicht kichere. Mensch, hau ab, Puppe, und laß dich nie mehr hier blicken.«

Samantha biß sich auf die Lippen. Sollte sie wirklich das Feld räumen, kaum daß sie mit der Suche begonnen hatte?

»Wird's bald!«

Der Zuhälter nahm eine drohende Haltung ein.

»Gut, ich gehe«, sagte Samantha. »Aber vielleicht werden wir uns mal wiedersehen.«

Samantha Croydon wandte sich um. Die Gäste nahmen wieder ihre Gespräche auf.

Und plötzlich hörte Samantha einen Satz, der sich förmlich in ihrem Gehirn festbrannte. Irgendeiner der Gäste sagte: »Da war Cindy doch ein anderes Kaliber, was, Blacky?«

***

Plötzlich schrillte das Telefon!

Nur eine Handbreit vor John Sinclairs Gesicht blieb die zitternde Dolchspitze stehen.

Wieder klingelte der Apparat.

Dr. Möbius stieß einen Fluch zwischen den Zähnen hervor. Ausgerechnet jetzt mußte dieses verdammte Ding rasseln.

Mit zwei Sprüngen hatte der Wissenschaftler den Schreibtisch erreicht. Er fegte einen Stapel Manuskriptblätter zur Seite, und ehe

das Telefon zum dritten Mal klingeln konnte, hob Dr. Möbius den Hörer ab.

»Ja«, meldete er sich.

Eine zischelnde Männerstimme drang an sein Ohr.

»Dämonos«, flüsterte Dr. Möbius ehrfürchtig.

»Hören Sie genau zu, Möbius. Das Mädchen, diese Cindy Nichols, hat es nicht geschafft, Samantha Croydon um zubringen.«

»Ich weiß.«

»Woher?« wollte Dämonos wissen.

»Ein Beamter von Scotland Yard hat es mir erzählt. Ein gewisser Inspektor Sinclair.«

»Wo ist der Mann jetzt?« zischte Dämonos.

Dr. Möbius lachte. »Hier bei mir. Er ist bewußtlos. Ich war gerade dabei, seine Seele zu lösen, als das Telefon klingelte.«

Dämonos überlegte einige Sekunden, ehe er weitersprach. Dann sagte er: »Der Mann muß sterben. Und nehmen Sie seine Seele. Die Göttin wird es Ihnen danken.«

»Ja«, hauchte Dr. Möbius. Er merkte, wie seine Handflächen feucht wurden. Irgendwie spürte er, daß Dämonos etwas Besonderes von ihm wollte. Und er sollte sich auch nicht getäuscht haben.

»Ich brauche die Maske«, zischte Dämonos. »Kommen Sie her, und bringen Sie die Maske mit. Die Göttin will noch in dieser Nacht erscheinen. Haben Sie verstanden?«

Dr. Möbius nickte. Dabei fiel ihm ein, daß Dämonos das ja gar nicht sehen konnte. Der Wissenschaftler wollte noch etwas sagen, doch die Verbindung war schon unterbrochen.

Mit dem Handrücken wischte er sich über die Stirn. Sein Blick wanderte zu John Sinclair und weiter bis zu dem Dolch, der neben dem Inspektor auf dem Boden lag.

Dr. Möbius biß die Zähne zusammen. Erst wollte er die Maske holen und danach diesen Schnüffler umbringen.

Dr. Möbius warf einen Blick auf die Whiskyflasche. Er zog den Korken mit den Zähnen heraus und nahm einen tiefen Schluck. Der pelzige Geschmack in seinem Mund war sofort verschwunden. Nur gut, daß er dem Inspektor das Betäubungsmittel in einem unbeobachteten Moment ins Glas getan hatte.

Dr. Möbius sah noch einmal kurz zu John Sinclair hinüber und verließ dann mit hastigen Schritten den Raum.

Sein Ziel war eine kleine Kammer im äußersten Winkel des Hauses. Sie war stets abgeschlossen.

Dr. Möbius holte den Schlüssel und führte ihn mit zitternden Händen ins Schloß. Er mußte ihn zweimal herumdrehen, ehe die Tür aufsprang.

Dr. Möbius knipste das Licht an.

Eine trübe Lampe flackerte auf. Der Schein reichte gerade aus, um die Gegenstände erkennen zu können, die sich in der Kammer befanden.

Es waren Masken.

Kunstvoll geschnitzte Meisterwerke der verschiedensten Völker der Erde. Die Masken stellten meist schreckliche Gesichter dar, Dämonenfratzen mit weit aufgerissenen Mäulern und gräßlich entstellten Gesichtszügen.

Doch diese Masken interessierten Dr. Möbius nicht. Er wollte nur an das Prunkstück seiner Sammlung.

An die Dämonenmaske.

Ein befreundeter Wissenschaftler hatte sie ihm einmal von einer Expedition aus Asien mitgebracht.

Die Maske war im Gegensatz zu den anderen schneeweiß. Sie sollte wohl ein Frauengesicht darstellen. Die feinen Linien und die hochstehenden Wangenknochen ließen darauf schließen.

Eine seltsame Faszination ging von der Maske aus. Dr. Möbius spürte sie schon, als er über die glatte, fast wie poliert wirkende Oberfläche strich.

Vorsichtig nahm er die Maske von der Wand, preßte sie gegen die Brust und hielt sie mit beiden Händen fest. Ein wertvolles Kleinod, das unter keinen Umständen zerstört werden durfte.

Erst durch die Maske hatte Möbius Kontakt mit den Dämonen bekommen. Als er dieses uralte Zeugnis einer fernen Vergangenheit aufgesetzt hatte, waren plötzlich Stimmen da gewesen. Stimmen, die aus dem Nichts zu kommen schienen. Und Dr. Möbius hatte sich dieser Stimmen angenommen, sich sogar mit ihnen unterhalten und erfahren, daß sie zu Dämonen gehörten. Schreckliche Geister, die in einer anderen Welt wohnten und nur darauf warteten, auf die Erde zu kommen.

Und Dr. Möbius war der Mann, der ihnen das ermöglicht hatte. Mit Hilfe der Dämonenmaske, die eine unglaublich böse Kraft ausstrahlte.

So war dann Dämonos entstanden, der erste Diener der Göttin Li Ten Sai. Mit Hilfe der Maske hatte er sich aus dem Dämonenreich in die Gegenwart materialisiert.

Dr. Möbius schloß die Tür wieder sorgfältig hinter sich ab. Der erste Teil der Aufgabe war vollbracht. Jetzt brauchte er nur noch John Sinclair zu erledigen.

Bei dem Gedanken daran verzerrte sich das Gesicht des verbrecherischen Wissenschaftlers. Der Inspektor war ein Feind der Göttin. Und ihre Feinde waren auch seine Feinde.

Mit zügigen Schritten ging Dr. Möbius zurück in sein Arbeitszimmer. Er hatte vorhin die Tür nicht ganz geschlossen. Da er die Maske mit beiden Händen festhielt, stieß er die Tür mit dem rechten Knie auf.

Lautlos schwenkte sie herum.

Dr. Möbius machte einen Schritt und erstarrte.

Inspektor Sinclair lag nicht mehr auf dem Boden. Er war verschwunden.

»Suchen Sie mich. Dr. Möbius?« klang im gleichen Augenblick die spöttische Stimme des Inspektors auf.

John Sinclair löste sich aus seinem Versteck. Er hatte zwischen der Bücherwand und dem Fenster in einem toten Winkel gestanden. Mit langsamen Schritten kam er auf Dr. Möbius zu.

»Überrascht?« fragte John und lächelte eisig. Den gekrümmten Dolch hielt er in der rechten Hand.

»Aber… Sie… Wie konnte das geschehen? Sie waren doch bewußtlos«, stammelte Dr. Möbius.

»Ja, ich war es. Doch zu meinem Glück hat ihr Schlafmittel nicht so lange gewirkt. Außerdem habe ich nur einen kleinen Schluck von dem vorzüglichen Whisky getrunken. Schätze, Sie sind mir eine Erklärung schuldig.«

Der Wissenschaftler trat ein paar Schritte zur Seite. Noch immer hielt er die Maske in der Hand.

Doch dann legte er sie vorsichtig auf den Tisch, als hätte er Angst, sie würde zerbrechen.

John Sinclair beobachtete jede Bewegung des Wissenschaftlers genau.

Langsam wandte sich Dr. Möbius um. Er sah John jetzt direkt in die Augen. Auf seiner Stirn glitzerten Schweißperlen.

»Reden Sie, Doktor«, verlangte John.

Möbius schüttelte den Kopf.

»Niemals!« kreischte er. »Niemals werden Sie einen Ton aus mir herausbekommen. Lieber sterbe ich.«

»Stellen Sie sich das nicht zu leicht vor«, erwiderte John spöttisch. »Also, ich warte nicht mehr länger.«

Dr. Möbius wurde plötzlich steif. Sein Blick flackerte. Tief in seinem Innern stieg ein grenzenloser Hass auf den Inspektor hoch.

Mit einem nahezu tierischen Schrei warf er sich John Sinclair entgegen.

Der Inspektor steppte zur Seite. Mit einer knappen Bewegung warf er den Dolch in eine Ecke, griff mit der linken Hand zu und bekam den Wissenschaftler an der Schulter zu packen.

Möbius brüllte auf, kreiselte gleichzeitig herum und schlug dem verdutzten John Sinclair die Faust in den Magen.

Der Schlag war nicht allzu hart gewesen, reichte aber aus, um John für einen kurzen Augenblick die Luft zu nehmen.

Möbius merkte die Schwäche des Inspektors und setzte sofort nach. Wieder gelang ihm ein Treffer. Diesmal in Johns Gesicht.

Doch dann war der Scotland Yard-Inspektor an der Reihe. Den nächsten Schlag blockte er ab und setzte sofort einen glasharten Haken hinterher, der Möbius gegen den rechten Kinnwinkel krachte.

Der Inspektor hörte, wie die Zähne des Wissenschaftlers aufeinanderschlugen. Möbius drehte sich um seine eigene Achse und verlor die Übersicht.

Johns trockener Leberhaken brachte ihn endgültig zur Vernunft. Stöhnend wälzte sich der Wissenschaftler am Boden.

»Ich glaube, jetzt haben Sie mir doch einiges zu erzählen«, sagte John.

»Nein!« kreischte Möbius und hustete. »Lieber werde ich verrecken. Ich…«

Er stieß die unflätigsten Schimpfworte aus.

Aber der Mann mußte reden, wenn John das Geheimnis von Dämonos lüften wollte.

Und plötzlich hatte der Inspektor eine Idee. Er ging zu dem Tisch und griff sich die Maske.

Er hatte vorhin, als Möbius in das Zimmer gekommen war, gesehen, wie ängstlich er sie festgehalten hatte. Sie mußte demnach sehr wertvoll sein.

John Sinclair hielt die Maske mit beiden Händen umklammert. Er hatte die Arme vorgestreckt.

»Was machen Sie da?« brüllte Möbius und versuchte verzweifelt, auf die Beine zu kommen.

»Ich werde die Maske jetzt fallen lassen«, erwiderte John hart.

»Neiiin!«

»Dann reden Sie!«

Möbius starrte John aus fiebrig glänzenden Augen an. »Ja«, keuchte er, »ich werde reden.«

***

Samantha Croydon blieb wie angewurzelt stehen. Dann drehte sie sich langsam um.

Blacky, der Zuhälter, starrte sie grinsend an. »Ist noch was?«

Samantha begann, mit ruhigen Bewegungen ihren Mantel zu öffnen und vergrub beide Hände in den Taschen. Fast gemächlich schlenderte sie auf den Zuhälter zu. Die Gäste machten unwillkürlich Platz.

Dicht vor Blacky blieb Samantha stehen. Leise, so daß es kaum ein anderer als der Zuhälter mitbekam, fragte sie: »Wie war das mit Cindy?«

Die Augen des schwarzhaarigen Mannes verengten sich. »Bist du ihre Amme?«

»Ich möchte wissen, was mit Cindy war!«

Etwas in Samanthas Ton ließ Blacky aufhorchen. Er rutschte

unbehaglich auf seinen Hocker zurück, bis er mit dem Rücken gegen die Theke stieß. »Sie hat für mich angeschafft. Das war alles!« stieß er hervor.

»Wann war das?«

Blacky zuckte die Achseln. »So genau kann ich das auch nicht sagen. Bis vor 'ner Woche hat sie noch gearbeitet. Ja, und dann war sie plötzlich weg.«

»Wohin?«

»Das weiß ich nicht, Puppe. Ist sonst nicht die Art der Bienen, mich einfach zu verlassen. Aber es war nun mal so.«

»Und Sie haben auch keine Nachforschungen angestellt, was?« fragte Samantha höhnisch. »Wo Ihnen doch sonst angeblich keine Miezen weglaufen?«

Blacky öffnete gerade den Mund zu einer Antwort, als plötzlich der Wirt sagte: »Laß dir von der Ziege ja nichts gefallen. Leg die lieber flach.«

Blacky, der durch die Worte des Wirtes sein Selbstvertrauen wiedergefunden hatte, grinste falsch.

»Ja«, erwiderte er gedehnt. »Flachlegen, das werde ich auch.«

Die anderen Gäste in der Kneipe brüllten frenetisch Beifall. Sie rechneten mit einer großen Schau.

Denn Blacky war nicht der Typ, der lange zögerte.

Immer noch grinsend, rutschte der Zuhälter vom Hocker. Seine Augen waren auf Samanthas Brust gerichtet.

Die Frau trat einen Schritt zurück.

»Laßt sie ja nicht laufen!« schnarrte Blacky.

Aber Samantha dachte gar nicht daran, von hier zu verschwinden. Sie tat das, womit keiner rechnete.

Ihre Hand glitt plötzlich unter den Pullover, und als sie wieder zum Vorschein kam, glotzte Blacky überrascht in die Mündung der Beretta.

»Wollen Sie immer noch Spaß mit mir haben?« fragte Samantha eisig.

Blacky schluckte.

»Und sollte jemand auf den Gedanken kommen, mir eins über den Schädel zu geben«, fuhr Samantha fort, »schießen kann ich immer noch.«

In der Kaschemme war es totenstill geworden. So etwas hatten die Gäste noch nie erlebt. Und hier passierte verdammt viel.

»Wie geht's denn weiter?« fragte Blacky, als er die erste Überraschung verdaut hatte.

»Wir beide werden uns draußen unterhalten«, gab Samantha zurück. »Kommen Sie.«

Blacky zuckte die Achseln und drückte sich vorsichtig an Samantha Croydon vorbei. Seine Gesichtsfarbe war merklich blasser geworden.

Die Kerle in der Kneipe begannen zu tuscheln. Blacky, einer der kleinen Könige von Soho, wurde von einer Frau abgeführt. Wie ein Schuljunge. Sein Image würde um einige Prozent sinken. Das konnte man jetzt schon an den Blicken der Bordsteinschwalben erkennen, mit denen sie Blacky bedachten.

Samantha Croydon blieb immer einen Schritt hinter dem Zuhälter. Garry Santer hatte ihr beigebracht, wie man in solchen Situationen reagiert. Und Samantha hatte nichts vergessen.

Schließlich hatten sie den Ausgang erreicht.

»Wohin jetzt?« fragte Blacky.

Samantha merkte, daß seine Stimme zitterte. Ein verächtliches Lächeln umspielte ihre Mundwinkel.

Solche Kerle fühlten sich nur groß, wenn sie ihre Leute im Rücken wußten. Waren sie allein, machten sie sich beinahe die Hosen voll.

»Erst mal die Treppe hoch.«

Vorsichtig nahm der Zuhälter die Stufen. Samantha dirigierte ihn nach rechts, in Richtung der Sackgasse, wo sie ihren Wagen geparkt hatte.

Vorhin auf dem Hinweg hatte sie dort eine schmale Einfahrt bemerkt, in der man ungestört reden konnte.

Doch Samantha Croydon hatte vergessen, ihre Umgebung im Auge zu behalten. Sonst hätte sie bestimmt die beiden Chinesen bemerkt, die sie schon seit geraumer Zeit beobachteten. Dämonos hatte seine Spitzel überall.

Passanten begegneten den beiden kaum. Und wenn, dann achteten sie nicht auf das Paar.

Die Einfahrt tauchte auf.

»Da hinein!« befahl Samantha.

»Was – was soll das?« fragte Blacky und unterdrückte die aufsteigende Angst.

»Die Fragen stelle ich!« lautete die Antwort.

Blacky war folgsam wie ein Lamm. Gehorsam tauchte er in der Einfahrt unter.

Samantha warf noch einen schnellen Blick nach hinten. Doch nichts Verdächtiges war zu sehen.

In der schmalen Einfahrt war es stockfinster. Die Häuserwände zu beiden Seiten konnte man bequem mit den Händen berühren. Man brauchte noch nicht einmal die Arme auszustrecken.

Obwohl sich Samanthas Augen inzwischen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah sie den Zuhälter nur als Schatten.

»Stehenbleiben!« befahl Samantha.

Blacky gehorchte.

»Umdrehen!«

Dreck und Staub knirschten unter den Schuhen des Zuhälters, als er

dem Befehl nachkam.

Samantha konnte das Weiße in Blackys Augen sehen, so weit aufgerissen waren sie.

Der Mann hatte Angst. Daran gab es keinen Zweifel.

Zwei, drei Minuten vergingen. Nach wie vor war die Mündung der Pistole auf den Mann gerichtet.

Blacky wurde nervös. »Verdammt noch mal«, schrie er plötzlich, »sagen Sie endlich, was Sie von mir wollen!«

»Die Wahrheit!«

»Welche Wahrheit? Ich habe Ihnen doch alles…«

»Was ist wirklich mit Cindy Nichols geschehen? Los, reden Sie. Ich lasse mich nicht mehr abspeisen.«

»Aber ich habe Ihnen doch schon gesagt, daß ich nichts weiß. Gut, die Puppe hat für mich angeschafft, das war alles. Und das ist auch kein Verbrechen. Sie hat es schließlich freiwillig getan. Auf einmal war sie dann weg. Urplötzlich. Von heute auf morgen.«

»Wo ist sie hingegangen?« fragte Samantha. »Sie können mir doch nicht erzählen, daß sie das so einfach hingenommen haben. Cindy sah attraktiv aus. Sie war bestimmt der Star in ihrer Truppe.«

Der Zuhälter schwieg, bis Samantha sagte: »Soll ich Ihnen eine Kugel ins Bein jagen?«

»Wer sind Sie?« ächzte der Zuhälter.

»Ich habe Ihnen doch vorhin in der Kneipe ein Bild gezeigt. Der Mann auf dem Foto war Garry Santer, Privatdetektiv. Und ich war seine Sekretärin. Garry Santer wurde auf bestialische Weise umgebracht. Ist Ihnen nun klar, daß ich seinen Tod rächen will und auch in der Wahl meiner Mittel nicht sehr wählerisch bin?«

Blacky stöhnte auf. »Ich habe mit dem Tod des Mannes nichts zu tun.«

Samantha lachte spöttisch. »Das glaube ich Ihnen sogar. Trotzdem sind Sie der einzige, an den ich mich halten kann. Also noch einmal. Was geschah mit Cindy Nichols?«

»Ich… Sie haben sie mitgenommen!« flüsterte Blacky.

»Wer?«

»Zwei Männer. Chinesen. Sie beherrschen das gesamte Viertel. Niemand kann sich ihnen entgegenstellen. Sie…«

Ein schwaches Geräusch in Blackys Rücken ließ Samantha aufhorchen.

Sie wollte noch eine Warnung rufen, doch es war zu spät.

Die Mörder hatten zugeschlagen. Gnadenlos und mit aller Brutalität, zu der sie fähig waren.

Samantha hörte den Zuhälter einen gurgelnden Laut ausstoßen.

Dann sackte Blacky blutüberströmt zusammen. Zwei Schatten waren hinter ihm aufgetaucht.

Samantha schoß. Der Schuß dröhnte in der engen Gasse übernatürlich laut. Danach war ein erstickter Schmerzensschrei zu hören, und ehe Samantha ein zweites Mal abdrücken konnte, traf ein gnadenloser Schlag ihre Pistolenhand.

Wie von selbst fiel ihr die Waffe aus den Fingern und fiel scheppernd gegen die Hauswand.

Samantha wollte sich herumwerfen, weglaufen von diesem gräßlichen Ort, doch ein gnadenloser Hieb erstickte diese Absicht schon im Keim.

Samantha wurde herumgeschleudert, ihr Kopf flog in den Nacken und knallte gegen die Hauswand.

Der jungen Frau wurde es augenblicklich schwarz vor Augen. Sie sackte an der rauhen Wand zusammen und schrammte sich das Gesicht auf.

Zwei starke Arme rissen Samantha hoch und zogen sie tiefer in die Einfahrt hinein.

Doch die beiden Chinesen, die den Mord und die Entführung auf dem Gewissen hatten, waren auch nicht ganz ungeschoren davongekommen. Einem steckte Samanthas Pistolenkugel in der Schulter.

Als die ersten Neugierigen – durch den Knall des Schusses aufgeschreckt – die Einfahrt erreichten, fanden sie nur noch Blacky, den Zuhälter.

Er lag inmitten einer riesigen Blutlache.

***

Behutsam legte John Sinclair die Maske wieder auf den Tisch zurück.

»Also?«

Dr. Möbius schleppte sich zu einem Sessel. Ächzend fiel er auf das Polster. Er mußte erst mehrmals tief Luft holen, ehe er sprechen konnte.

»Die Maske stellt den Kontakt mit den Dämonen her«, preßte er hervor. »Sie ist uralt. Ich habe sie von einem Freund bekommen.«

Und dann berichtete der Wissenschaftler von der Geschichte der Dämonenmaske und von Dämonos, dem Diener der Göttin Li Ten Sai.

»Was wollten Sie mit der Maske?« fragte John.

»Ich sollte sie zu Dämonos bringen. Er sagte, es eilt. Die Göttin würde noch in dieser Nacht zurückkehren. Wir alle warten auf sie.«

»Wo wartet ihr?«

»In – in dem heiligen Tempel. Wir werden uns in dieser Nacht dort versammeln.«

»Und wo liegt der Tempel?«

»Hier in London. In Soho. Tief unter der Erde. Den Zugang kennen nur wenige Eingeweihte.«

»Sie gehören doch zu den Eingeweihten, oder?«
»Nein…«
»Sie lügen«, erwiderte John.
»Ich lüge nicht!« kreischte der Wissenschaftler. »Ich fahre bis zu einer bestimmten Stelle. Dort werde ich abgeholt. Glauben Sie mir.«
John blickte Dr. Möbius an. Er wußte plötzlich, daß dieser Mann nicht log, gar nicht mehr die Nerven hatte, zu schwindeln Er war nur noch ein schlotterndes Bündel Angst. John Sinclair zündete sich eine Zigarette an. Er warf einen nachdenklichen Blick auf die Maske. Sie sah so harmlos aus, und doch mußte – wenn man Dr. Möbius' Worten glaubte – der Teufel in ihr stecken.
John strich mit den Fingerkuppen der linken Hand über die Maske. Augenblicklich spürte er die geheimnisvolle Ausstrahlung, die von ihm Besitz ergreifen wollte. Es war, als würden fremde Wesen in seinen Körper eindringen. Schnell zog John die Hand zurück. Sofort war das seltsame Gefühl verschwunden.
Dr. Möbius hatte den Inspektor beobachtet. »Haben Sie es auch gespürt?« flüsterte er.
»Was gespürt?«
Möbius' Augen bekamen einen ungläubigen Ausdruck. »Na, die Strahlen, die von der Maske ausgehen. Das sind die Stimmen der Dämonen. Sie wollen mit Ihnen in Kontakt treten. Setzen Sie die Maske auf. Versuchen Sie es. Machen Sie die Probe.«
»Nein«, erwiderte John. »Ich eigne mich schlecht als Versuchskaninchen. Vor allen Dingen, wenn Sie dadurch Ihren Vorteil haben könnten.«
John drückte seine Zigarette aus.
»Wo werden Sie immer abgeholt, Dr. Möbius?«
»Auf dem Platz eines ehemaligen Autokinos.«
»Gut.« John nickte. »Da fahren Sie jetzt auch hin, so als wäre nichts gewesen. Verstanden?«
»Ja, aber… die Maske. Ich muß doch die Maske mitbringen.«
»Die übernehme ich.«
»Und die Seele… Ich habe Dämonos versprochen, Ihre Seele…«
»Das ist eben Pech. Und jetzt reden Sie nicht lange, sondern holen Sie Ihrer Wagen.«
Dr. Möbius fuhr einen dunklen Mercedes 250. Der Wagen parkte hinter dem Institut. Dr. Möbius klemmte sich hinter das Steuer und fuhr ab. John blieb mit seinem Bentley dicht hinter ihm. Die Maske hatte er auf den Beifahrersitz gelegt.
Die Fahrt zu dem verlassenen Autokino dauerte etwa zwanzig Minuten. Während Dr. Möbius den Wagen auf den Platz lenkte, blieb John außerhalb des Geländes. Er wollte auf gar keinen Fall Verdacht erregen. Wer konnte voraussagen, wie viele noch zu dem Treffpunkt

bestellt waren. Wenn die Zahl dann nicht stimmte, wäre John bestimmt aufgefallen.

Der Platz lag abseits der Wohngegenden. Deshalb herrschte auch so gut wie gar kein Autoverkehr.

Noch nicht einmal ein Liebespärchen hatte sich hierher verirrt.

John hatte das Seitenfenster heruntergedreht. Er hörte, wie drüben auf dem Parkplatz eine Wagentür klappte.

Dr. Möbius war ausgestiegen. Er hatte die Scheinwerfer des Mercedes gelöscht und ging nun mit langen Schritten hin und her. Ab und zu glühte der rote Punkt einer Zigarette auf. John nutzte die Gelegenheit und gab per Autotelefon einen kurzen Lagebericht an die Zentrale durch.

Auf einmal waren sie da. John sah einen etwas größeren Wagen heranfahren, der das Standlicht eingeschaltet hatte.

Der Inspektor machte sich hinter dem Steuer klein. So war er wenigstens nicht zu sehen.

Der Wagen rumpelte an dem Bentley vorbei und bog auf den Parkplatz ein.

John, der mit einem Auge durch die Scheibe peilte, sah, daß es ein Lieferwagen war, der jetzt abgebremst wurde.

Die Tür zum Führerhaus klappte auf. Ein Mann sprang auf den Platz.

Zum Glück gab das Standlicht so viel Helligkeit, daß John alles einigermaßen erkennen konnte.

Dr. Möbius ging soeben auf den Fahrer zu. Er redete hastig auf ihn ein.

Sollte der Wissenschaftler hier ein falsches Spiel treiben?

Jetzt hob der Fahrer des Lieferwagens die Plane auf der Ladefläche hoch.

Was er da zu suchen hatte, konnte John nicht erkennen.

Der Mann ging wieder zurück und stieg zusammen mit Dr. Möbius in das Führerhaus.

Sekunden später sprang der Motor des Lieferwagens an.

John tauchte wieder unter.

Der kleine Transporter hatte jetzt die Scheinwerfer aufgeblendet. Wie Geisterfinger strichen sie über den Bentley.

John hörte, wie der Motor des anderen Fahrzeuges aufheulte, die Reifen auf der braunen Asche durchdrehten, der Wagen wieder auf die Straße bog und plötzlich abgebremst wurde.

Genau neben Johns Bentley.

Aber das merkte der Inspektor erst, als es bereits zu spät war.

John sah sechs, sieben – nein, über zehn Gestalten von der Ladefläche springen.

»Holt ihn aus seinem Wagen!« brüllte ein Mann.

John erkannte die Stimme von Dr. Möbius.

Er wollte starten, doch da hingen sie schon wie Kletten an seinem Bentley.

Gräßlich anzusehende Gestalten.

Dämonen!

Ihr Schmatzen und Kichern erfüllte die Luft. Durch die heruntergekurbelte Seitenscheibe des Bentley griffen die Arme der ersten Schreckgestalten in das Innere des Wagens.

Johns Blick irrte hin und her.

Der Inspektor sah keinen Ausweg mehr. Der Bentley war zur Todesfalle geworden.

Es war eigentlich nur noch eine Frage von Sekunden, wann John Sinclair Opfer dieser blutgierigen Dämonenmeute werden würde…

***

Intervallartig kehrte Samantha Croydons Bewußtsein zurück.

Zuerst kamen die Schmerzen. Sie bohrten in ihrem Nervenzentrum, schienen die Schädeldecke zertrümmern zu wollen.

Samantha stöhnte auf, öffnete den Mund, wollte nach Luft schnappen.

Es ging nicht.

Irgend etwas preßte ihr die Kehle zu.

Unendlich mühsam öffnete Samantha die Augen.

Halbdunkel umgab sie. Unter ihrem Rücken fühlte sie leichte Schaukelbewegungen, wie sie bei einer Autofahrt entstehen.

Samantha Croydon lag in einem Wagen.

Der Druck auf ihrer Kehle ließ etwas nach. Gierig atmete sie die Luft ein.

Samantha bewegte den Kopf, so gut es ging. Jetzt konnte sie auch erkennen, wohin man sie verfrachtet hatte. Genau zwischen den Vorder- und Rücksitz.

Im Fond des Wagens saß ein Mann, der seinen Fuß gegen ihre Kehle gepreßt hatte. Der Kerl trug weiche Schuhe, konnte mit minimalem Druck Samanthas Atemnot vergrößern.

Der Mann auf dem Sitz beugte sich vor.

Samantha blickte in ein asiatisches Gesicht, das überhaupt keine Regung zeigte.

Der Chinese hob den Fuß hoch. Endlich konnte Samantha wieder normal Luft bekommen.

»Wohin fahren wir?« krächzte sie. Der Mann gab keine Antwort. Samantha drehte sich etwas zur Seite.

Sie sah, daß der Chinese sich seine Schulter hielt.

Die letzten Minuten vor ihrer Bewußtlosigkeit stiegen wieder in Samantha hoch. Sie sah alles genau vor sich. Wie der Zuhälter brutal erstochen worden war und wie sie einfach geschossen hatte. Der Mann

mußte demnach die Kugel mitbekommen haben.
Samantha Croydon bekam Angst. Sie dachte daran, daß dieser Mann sich für den Schuß rächen würde…
Samanthas Gedankenkette zerbrach. Der Wagen wurde plötzlich abgebremst.
Der Mann vorn am Steuer legte den Rückwärtsgang ein und fuhr das Fahrzeug ein Stück nach hinten. Dann bremste er wieder ab.
Der Chinese im Fond klinkte die Tür auf. Er beugte sich vor, packte Samantha mit seinem gesunden Arm an den Haaren und zog sie brutal aus dem Wagen.
Es kostete Samantha übermenschliche Anstrengung, den mörderischen Schmerz zu verbeißen.
Der Chinese schleuderte Samantha auf den Boden. Sie schlug mit dem Gesicht in feuchtes Erdreich.
Türen klappten.
»Steh auf!« zischte eine Stimme.
Samantha kroch zu dem Wagen und zog sich an ihm in die Höhe. Dann drehte sie sich langsam um.
Die Männer mußten auf irgendein verlassenes Fabrikgelände gefahren sein. Samantha erkannte trotz der Dunkelheit die Umrisse einiger Hallen.
Die beiden Chinesen standen vor ihr. Der eine hielt sich immer noch seinen verletzten Arm.
Nummer zwei – der Fahrer – machte eine knappe Kopfbewegung. »Komm mit!«
Als Samantha nicht sofort reagierte, packte er hart zu und zog sie zu sich heran. Seine Hand legte sich wie eine Stahlklammer um Samanthas Arm.
Willenlos ließ sie sich mitschleifen. Die Männer brachten sie in eine leerstehenden Fabrikhalle.
Sie waren nicht die einzigen Lebewesen hier. Ratten huschten quiekend über den festgestampften Boden und verschwanden unter verfaulten Kisten und Brettern, die überall herumlagen.
Die Chinesen führten Samantha bis zur Mitte der Fabrikhalle. Vor einem Gully blieben sie stehen.
Samantha sah ihn erst im letzten Augenblick, denn keiner ihrer Bewacher hatte eine Taschenlampe eingeschaltet.
Einer der Chinesen bückte sich und hob den Deckel hoch. Stinkende, nach Fäulnis riechende Luft schlug ihnen entgegen.
Samantha wurde plötzlich klar, wenn sie erst mal dort unten steckte, würde sie wohl kaum eine Chance bekommen, je wieder zu entfliehen.
Die Frau schätzte blitzschnell ihre Chancen ab.
Der eine Chinese stand noch immer in der gebückten Stellung, und sein Kumpan achtete auch nicht weiter auf sie. Seine Augen waren

ebenfalls auf den Boden gerichtet.

Samantha wagte das schier Unmögliche.

Sie kreiselte plötzlich herum, schlug ihre Faust gegen den verletzten Arm des Chinesen, so daß der Mann zur Seite torkelte, und rannte weg.

Der Kerl stieß einen heiseren Wutschrei aus und nahm sofort die Verfolgung auf. Auch der zweite Chinese hetzte mit langen Sätzen hinter der Frau her.

Doch Samantha hatte zwei Pluspunkte. Erstens die Dunkelheit und zweitens den Überraschungseffekt.

Sie war schon an dem Fabriktor, als die beiden Männer immer noch drei, vier Meter hinter ihr waren.

Samantha schlüpfte hinaus und rannte nach rechts. Mit keuchenden Lungen und hämmernden Kopfschmerzen hetzte sie an der langen Fabrikwand entlang.

Hinter sich hörte sie die hastigen Schritte ihrer Verfolger.

Konnte sie es schaffen?

Die Verzweiflung und die Angst verliehen der Frau Riesenkräfte. Sie mobilisierte all ihre Reserven, rannte, rannte…

Doch Samantha hatte Pech. Sie sah die verrosteten Eisenbahnschienen, die sich quer über das Fabrikgelände zogen, zu spät.

Samantha spürte nur noch einen schmerzhaften Stoß an ihrem rechten Fuß, wurde von einer unsichtbaren Gewalt nach vorn geschleudert und knallte auf den rissigen Boden. Ihr Ohr schrammte über einen herumliegenden Pflasterstein, und ein harter Schlag traf ihre Stirn.

Vor Samanthas Augen zerplatzten grellbunte Sterne, doch bewußtlos wurde sie nicht.

»Verdammtes Biest!« hörte sie eine keuchende Stimme, und schon wurde sie von den beiden Chinesen hochgerissen.

Leblos wie eine Puppe hing Samantha in den schraubstockharten Griffen der Männer. Ihr Kopf war nach unten gesackt, das Kinn berührte fast die Brust. Samanthas Ohr blutete, fast jeder Knochen im Körper tat ihr weh, und die pochenden Kopfschmerzen drohten ihren Schädel auseinanderzureißen.

Die zwei Chinesen schleiften die halbbewußtlose Frau zurück zum Fabriktor.

Sie wollten gerade in dem Bau verschwinden, als ein Scheinwerferpaar über das Gelände strich.

Zwei, drei Augenblicke lang standen die drei Personen wie im Rampenlicht. Dann war die Helligkeit vorbei.

Die Männer hatten sich unwillkürlich geduckt und dem Fahrer des Wagens ihre Rücken zugewandt.

Einer der Chinesen fluchte gepreßt.

Dann heulte ein Automotor auf. Reifen jaulten, und der Wagen war weg.

Die Chinesen beeilten sich jetzt noch mehr. Fast fluchtartig rannten sie in das Innere der Fabrik. Die stöhnende Samantha Croydon hing wie ein lebloses Bündel zwischen ihnen.

Sie schlug sich ihre Knie an dem rauhen Beton auf, und irgendwie drang ein Holzsplitter in ihre Wade.

Der Gullydeckel stand noch offen.

Der unverletzte Chinese warf sich Samantha kurzerhand über die Schulter und begann als erster mit dem Abstieg. Sein Kumpan wartete einige Augenblicke, holte eine kleine Lampe aus der Tasche, knipste sie an, betrat dann ebenfalls die alte Eisenleiter, die in die Tiefe führte, und zog über sich den Gullydeckel wieder zu.

Nach zwölf Stufen erreichten sie wieder festen Boden. Die beiden Chinesen standen jetzt mit ihrem Opfer in der Unterwelt von London.

Sie hatten für ihren Einstieg einen Punkt gewählt, an dem sich zwei Hauptkanäle kreuzten. Sie nahmen den, der nach Osten führte und parallel zur Themse verlief.

Der Chinese mit der Taschenlampe ging voran. Sie befanden sich auf einem der beiden schmalen Wege, die links und rechts den Kanal flankierten.

Neben ihnen gurgelte und rauschte das dreckige Wasser. Es stank wie die Pest. Ab und zu glotzten die kleinen Augen der Wasserratten aus den Fluten. Die ekelhaften Tiere waren voll gefressen. Sie fanden hier unten genügend Nahrung.

Die Männer mußten höllisch aufpassen, daß sie auf dem glitschigen Untergrund nicht ausrutschten und in der widerlichen Brühe landeten.

Am schwersten hatte es der zweite Chinese. Er mußte ja noch die völlig erschöpfte Samantha schleppen.

Plötzlich blieb der Mann mit der Taschenlampe stehen. Er hatte einen kaum einen Meter breiten Seitenkanal erreicht, der in den Hauptkanal mündete.

Und direkt vor der Einmündung befand sich eine hüfthohe Eisentür.

Der Chinese holte einen Schlüssel aus der Tasche und schloß die Tür auf.

Ein finsteres Loch gähnte ihm entgegen.

Er kroch hinein.

Sein Kumpan schob erst Samantha Croydon nach, ehe er selbst hinterherkletterte und die Tür wieder schloß.

Das Licht der Lampe geisterte durch ein enges Verlies, in dem eine Treppe nach oben führte. Sie war aus Stein, und die Chinesen steuerten darauf zu.

Die Treppe mündete in eine große Steinhalle, in deren Mitte ein Altar

stand und von der mehrere Gänge sternförmig abzweigten.

Einer dieser Wege war das Ziel der Chinesen.

Der Gang war nicht sehr lang. Schon nach wenigen Metern verbreiterte er sich zu einem Operationsraum.

So sah es jedenfalls aus.

An den Wänden standen Bahren, ähnlich wie sie in Krankenhäusern benutzt werden.

Auf den Bahren lagen Menschen.

Ob sie überhaupt noch lebten, war so schnell gar nicht festzustellen.

Der Chinese ließ Samantha Croydon von seinen Schultern gleiten.

Die Frau knickte ein und fiel auf die Knie.

»Stell dich nicht so an!« zischte der Chinese. »Dir wird es bald noch viel schlimmer ergehen. Da – sieh dir deine Leidensgenossen an.«

Der Kerl nahm seinem Kumpan die Taschenlampe aus der Hand und leuchtete die erstbeste Person an, die auf einer Bahre lag.

Es war ein Mann. Der scharfgebündelte Strahl traf genau sein Gesicht.

Der andere Chinese packte Samantha und schleifte sie zu der Bahre. Er brachte sie so nah heran, daß sie genau in das Gesicht des Mannes sehen mußte.

Sekundenlang war nur das Atmen der anwesenden Menschen zu hören.

Doch dann schrie Samantha Croydon gellend auf.

Die Augen des Mannes waren vollkommen schwarz!

***

Dave Callum war Schlosser.

Er arbeitete bei einer Baufirma und montierte Treppengeländer. Um seinen Lohn etwas aufzubessern, stellte er nach Feierabend kleinere Kunstschmiedesachen her. Er hatte einen großen Bekanntenkreis und fand für seine Arbeiten immer genügend Abnehmer. Das Geschäft lief in der letzten Zeit sogar so gut, daß er nur noch auf Bestellung arbeitete.

Das einzige Problem war die Materialbeschaffung. Eisen war teuer, und Dave kam es nicht in den Sinn, die hohen Preise zu zahlen. Deshalb fuhr er nachts oft verlassene Fabrikgelände ab, um sich mit dem Grundmaterial einzudecken. Allerdings wurde das in letzter Zeit auch immer schlechter.

Eigentlich mehr durch Zufall war Dave auf das leerstehende Fabrikgelände gestoßen, auf dem er an diesem Abend mit seiner Suche begann.

Der Platz war eine wahre Fundgrube. Schon nach einer Stunde war der Kofferraum seines alten Austin gefüllt. Dave beschloß, an den nächsten drei Abenden noch einmal wiederzukommen, denn Material

war hier genug.

Dave hatte seinen Wagen neben einer alten Wellblechbude geparkt. Als er die beiden Säcke mit dem Eisen verstaut hatte, klemmte er sich wieder hinter das Steuer und fuhr an.

Die Zigarette im Mundwinkel, den angewinkelten Arm auf den Rand des heruntergekurbelten Seitenfensters gestützt, kurvte Dave Callum durch das Gelände.

Plötzlich – die beiden Scheinwerfer hatten gerade den Eingang einer verlassenen Fabrikhalle erfaßt – stieß Dave einen Fluch aus. Deutlich sah er die beiden Männer, die eine Frau zwischen sich hatten und gerade dabei waren, sie in die Halle zu schleifen.

Ehe Dave den ganzen Vorgang richtig erfaßt hatte, waren sie schon nicht mehr zu sehen.

Was tun?

Der Frau helfen? Aber wie? Die Kerle sahen verdammt kräftig aus. Also zur Polizei.

»Mist!« fluchte Dave und dachte dabei an das gestohlene Eisen im Kofferraum.

Aber andererseits befand sich vielleicht ein Mensch in Lebensgefahr, außerdem brauchte er den Bobbys ja auch nicht gerade auf die Nase zu binden, was er auf dem verlassenen Gelände gesucht hatte. Eine Ausrede würde ihm bestimmt einfallen.

Dave gab Gas und holte alles aus seiner alten Kiste heraus. Die nächste Polizeistation lag ein ganz schönes Stück entfernt. Als Dave Callum endlich vor dem Gebäude hielt, waren schon fast fünfzehn Minuten vergangen.

Dave Callum stürmte die Treppen hoch und riß die Holztür auf.

Er kam in einen großen hell erleuchteten Raum. Eine lange Holzbarriere teilten ihn in zwei Hälften.

In der größeren Hälfte standen zwei Schreibtische, hinter denen übermüdete Beamte hockten.

Diesseits der Barriere gab es nur eine graugrün gestrichene Bank, auf der eine weinende Frau saß.

Als Dave Callum eintrat, erhob sich einer der Polizeibeamten und trat dicht an das Geländer. Er stützte beide Arme auf und fragte: »Was gibt's denn, Mister?«

Der aufgeregte Dave Callum mußte dreimal schlucken, ehe er zum Sprechen ansetzen konnte.

»Eine Frau«, sagte er. »Sie – sie wurde entführt. Ich…«

Jetzt wurde der Bobby hellhörig. »Wo?«

»Auf einem alten Fabrikgelände. Ich habe es genau gesehen. Die beiden Männer schleiften sie in eine Halle…«

»Jack, komm doch mal her«, sagte der Bobby.

Sein Kollege löste sich von dem Schreibtisch, wo er an einem Bericht

getippt hatte.

Dave Callum mußte alles haarklein erzählen.

»Und Sie haben sich nicht getäuscht?« fragte einer der Polizisten.

»Nein. Sie müssen etwas unternehmen. Beeilen Sie sich.«

»Ja, ja, schon gut.« Der Bobby ging zu einem Telefon. Mit knappen Worten gab er seine Meldung durch.

Dann kam er wieder zurück. Dave Callum war inzwischen übernervös geworden. Er rauchte bereits die dritte Zigarette.

»Es kommt gleich ein Streifenwagen«, sagte der Bobby. »Sie werden die Kollegen begleiten.«

Dave nickte nur.

»Und was ist mit mir?« heulte die Frau auf der Bank. »Schließlich ist mein Mann verschwunden.«

»Der wird bestimmt irgendwo einen trinken gegangen sein«, erwiderte der Bobby. »Bei so einer Alten würde ich das auch«, fügte er noch leise hinzu.

»Hoffentlich können wir der Frau noch helfen«, sagte Dave Callum.

»Machen Sie sich mal keine Sorgen. So leicht wird man nicht umgebracht«, antwortete der Polizeibeamte optimistisch.

Dave Callum wollte noch etwas sagen, doch da wurde schon die Tür aufgestoßen, und der Führer des alarmierten Streifenwagens stürmte in den Raum.

»Sind Sie der Mann, der den Überfall gesehen hat?« fragte er und zeigte auf Dave.

»Ja, Sir.«

»Los, kommen Sie mit. Wir dürfen keine Zeit verlieren.«

Als sie in den Streifenwagen stiegen, fragte ein Beamter: »Ihre Geschichte stimmt doch, oder?«

»Darauf können Sie Gift nehmen, Sir. Mit solchen Sachen spaßt man nämlich nicht.«

***

Blitzschnell drehte John Sinclair den Zündschlüssel herum.

Der Motor des Bentley kam sofort. John trat die Kupplung, knüppelte den Gang ins Getriebe…

Im gleichen Augenblick hatten es zwei Dämonen geschafft, sich mit dem größten Teil ihres Oberkörpers durch das Seitenfenster zu zwängen. Ein Arm legte sich plötzlich um Johns Kehle.

Der Inspektor rutschte zur Seite und damit sein Fuß vom Gaspedal.

Der Wagen blieb stehen.

Aus. Die Chance war vertan.

John Sinclair wurde gegen das Sitzpolster gepreßt. Der verdammte Würgegriff raubte ihm den Atem.

John riß die Augen weit auf. Der Dämon hockte jetzt schon fast auf

dem Sitz.
John stieß seinen rechten Arm vor. Er traf den Dämon zwar, hatte jedoch das Gefühl, durch Watte zu schlagen.
Mit normalen Mitteln kam er gegen die Dämonen nicht an.
Die Maske fiel ihm ein. Sie lag noch immer auf dem Beifahrersitz, durch seinen Körper vor den Blicken der Dämonen geschützt.
Johns linke Hand tastete sich zu dem Sitz hinüber, bekam die Maske zu fassen, riß sie hoch.
Die Dämonen stießen ein wütendes Geheul aus. Ehe sie richtig begriffen, was los war, hatte John Sinclair die Maske vor sein Gesicht gepreßt.
Etwas Unglaubliches geschah.
Verschwunden war plötzlich der Bentley – verschwunden waren auch die Dämonen.
John Sinclair befand sich in einer anderen Welt. Hatte die Grenzen von Raum und Zeit überschritten und war in einem Reich gelandet, das zwischen dem Diesseits und Jenseits lag.
John Sinclair schwebte durch einen finsteren, endlosen Schacht, der tief in das Dunkel der Unendlichkeit zu führen schien.
Für John Sinclair war es ein herrliches Gefühl. Er bildete sich ein, frei zu sein. Frei in einer Form, wie er sie noch nie erlebt hatte.
Plötzlich sah John Sinclair die Augen. Sie glühten am Ende des Schachtes auf.
Drohend, unheimlich!
Die Augen wurden größer, und John hatte auf einmal das Gefühl, genau in die riesigen Pupillen zu schweben.
John Sinclair wußte nicht, daß er der Dämonengöttin Li Ten Sai gegenüberstand und daß er sich hinter der bleigrauen Dimensionswand in Dämonos’ finsterem Reich befand.
John sah tanzende Gestalten, die der Göttin huldigten und von Augenblick zu Augenblick ihre Form veränderten.
Plötzlich wurde Johns Fall gebremst. Er schwebte langsam auf den Boden, der ihm vorkam wie eine Gummimatte, als er ihn berührte. Seine Schritte waren federnd, fast tänzerisch.
Noch immer tanzten die Gestalten. Sie hatten John jetzt in ihren Kreis eingeschlossen, umringten ihn, und John Sinclair sah, daß es Fabelwesen aus den alten Sagen und Legenden waren, in denen ja immer ein Körnchen Wahrheit steckte.
John Sinclair hob den Kopf. Über ihm schwebten die riesigen Augen. Sie waren so nah, daß John befürchtete, sie würden jeden Moment herabfallen, um ihn zu erdrücken. Eine Stimme schallte an Johns Ohren. Obwohl sie aus weiter Ferne zu kommen schien, war sie klar und deutlich zu verstehen. »Hier spricht Dämonos, dein ergebener Diener. Höre mich an, o Li Ten Sai. Deine Stunde ist nah. Noch in

dieser Erdennacht wirst du zurückkehren und den Fluch, der dich vor undenkbaren Zeiten gebannt hat, auslöschen. Ghanor eti nedo – der Fluch hat keine Gültigkeit mehr. Du bist frei, o Göttin! Komm! Komm aus deinem Reich und herrsche wieder auf der Erde.«

John Sinclair hatte plötzlich das Gefühl, die Augen würden immer tiefer herabsinken. Er streckte die Hände aus, wollte sich zu Boden werfen.

Und da verlor er die Maske.

Im gleichen Augenblick entstand ein Chaos. John meinte, im Zentrum eines Tornados zu sein und mit ihm durch das Weltall zu jagen.

Er schrie auf, öffnete die Augen – und saß in seinem Bentley.

John Sinclairs Kopf fiel gegen das Lenkrad. Der Aufprall brachte ihn erst wieder richtig in die Wirklichkeit zurück.

Er war schweißgebadet. Durch das heruntergelassene Seitenfenster umfächerte kühle Nachtluft sein erhitztes Gesicht.

John blickte nach draußen.

Der Parkplatz lag leer und verlassen vor ihm. John erinnerte sich an Dr. Möbius, den Lieferwagen, die Dämonen!

Wo waren sie geblieben?

John Sinclair lehnte sich zurück. Erst jetzt fiel sein Blick auf die Maske. Sie lag auf dem Wagenboden, neben dem Kupplungspedal.

John beugte sich vor und hob sie auf.

Wieder spürte er die seltsame Ausstrahlungskraft, die diese Maske besaß.

Jetzt erinnerte sich der Inspektor auch. Er dachte daran, wie er sie aufgesetzt hatte und dann einen gräßlichen Traum gehabt hatte.

Aber war es wirklich ein Traum gewesen? War es ihm nicht durch die Maske gelungen, in eine andere Welt zu gelangen?

John konnte es selbst nicht, genau sagen.

Das leise Summen des Autotelefons schreckte ihn aus seinen Gedanken. »Inspektor Sinclair« meldete er sich. Und dann bekam er eine Nachricht, die ihn förmlich elektrisierte…

***

Die schwarzen Augen glotzten Samantha Croydon an.

Der Mann auf der Bahre begann sich plötzlich zu bewegen, streckte seinen rechten Arm aus. Er mußte spüren, daß jemand in der Nähe war.

Er öffnete den Mund, brabbelte unverständliches Zeug.

Samantha Croydon stand starr vor Schrecken. Das Grauen hatte sich in ihrem Körper festgefressen.

Die Hand des Mannes erreichte ihr Gesicht, tastete es ab.

Samantha stand immer noch unbeweglich. Ließ alles mit sich

geschehen. Erst das leise Lachen der Chinesen riß sie wieder zurück in die Wirklichkeit.

»Das ist ein kleiner Vorgeschmack von dem, was du bekommen wirst«, sagte einer. »Auch deine Seele wird der Göttin geopfert, damit sie zurückkehren kann und mit ihrer Herrschaft beginnt.«

Samantha wurde von der Bahre weggezogen. Die Chinesen schleiften sie in eine Ecke des Verlieses.

Mit wenigen Handgriffen rissen sie der Frau die Kleider vom Leib.

Dann mußte sich Samantha – nackt wie sie war – auf eine noch freie Bahre legen.

»Versuche nicht zu fliehen«, sagte einer der Chinesen, »du würdest nicht weit kommen.«

Samantha gab keine Antwort. Sie war gar nicht mehr fähig zu reden.

Der eine Chinese löschte seine Lampe. Dann verschwanden die Männer.

Samantha hörte ihre leiser werdenden Schritte, bis sie ganz verklangen.

Zu ihrer Angst kam jetzt auch noch die Finsternis, die sie schier zu erdrücken schien.

Samantha weinte. Sie dachte an die Worte des Chinesen und wußte, daß ein Fluchtversuch keinen Sinn hatte.

Eine wispernde Stimme drang an ihr Ohr. »Hören Sie mich?«

Samantha richtete sich auf. »Ja«, hauchte sie.

»Sie sind eine Frau, nicht? Ich habe es sofort gespürt, als man Sie brachte. Hat man Ihnen schon – die Seele geraubt?«

Die Stimme kam von rechts. Sie gehörte einem der Männer, die in diesem Verlies lagen. Erst jetzt kam Samantha die ganze Tragweite der Frage zu Bewußtsein.

»Antworten Sie doch!«

»Nein«, flüsterte die Frau tränenerstickt, »noch nicht.«

Der Mann wartete einen Moment, ehe er weitersprach. »Dann versuchen Sie zu fliehen. Schnell, ehe es zu spät ist. Holen Sie Hilfe.«

Die Stimme wurde immer schwächer.

»Aber – aber die Chinesen sagten doch, daß ich keine Chance hatte.«

»Sie müssen es trotzdem versuchen. Es ist die einzige Möglichkeit. Ihr Schicksal ist so oder so besiegelt. Gnade können Sie nicht erwarten. Sie haben ja gesehen, was man mit uns gemacht hat. Man opfert der Göttin unsere Seelen, um dadurch ihre Rückkehr zu erzwingen. Ohne Seele werden wir stumpfsinnig, apathisch. In mir ist noch ein kleiner Rest, aber er verlischt schnell. Bald werde auch ich – geistig tot sein.«

»Wer – wer sind Sie?« fragte Samantha.

»Ich war einmal Totengräber. Sie haben mich geschnappt. Ich hatte sie beobachtet, wie sie den Leichen mit ihren Messern die Seelen nahmen. Für mich ist es zu spät. Aber nicht für Sie. Versuchen Sie es.

Bitte.«

»Ja.« sagte Samantha.

Sie spürte, wie die Worte des Mannes ihr wieder Kraft gegeben hatten. Sie durfte sich einfach nicht aufgeben.

Samantha schwang ihre Beine von der Bahre. Ihre nackten Füße berührten den kalten Felsboden.

Samanthas Körper krampfte sich zusammen.

Sie streckte beide Hände aus und setzte vorsichtig einen Fuß vor den anderen.

Hoffentlich gelang es ihr, den Ausgang zu finden.

Mit der Hüfte stieß sie gegen eine Bahre. Sofort bewegte sich die Person darauf.

Hände glitten über Samanthas nackten Körper.

Angewidert zog sie sich zurück.

Es dauerte lange, bis Samantha sich zurechtgefunden hatte. Doch endlich hatte sie den Ausgang entdeckt, oder vielmehr den schmalen Gang, der in die Steinhalle führte.

Samantha riß die Augen weit auf, so, als könne sie die Dunkelheit dadurch fortwischen.

Samantha Croydon wußte nicht, wie lange sie gegangen war, als sie plötzlich Lichtschein wahrnahm. Zuerst war es nur ein heller Punkt, der sich jedoch rasch vergrößerte und auf sie zukam.

Samantha blieb stehen. Überdeutlich wurde ihr bewußt, daß die Flucht zu Ende war.

Sie hatte auch nicht mehr die Kraft, zurückzulaufen, sondern wartete auf die Dinge, die unweigerlich folgen würden.

Sie näherten sich in der Gestalt ihrer beiden Entführer. Sie waren es auch, die jeweils eine Fackel in den Händen hielten.

Als sie Samantha sahen, blieben sie ruckartig stehen. Ein diabolisches Lächeln umspielte ihre vom Fackelschein erhellten Gesichter.

Einer von ihnen wollte etwas sagen, doch im gleichen Moment mußten sie zur Seite treten.

Ein Mann kam auf die zitternde Samantha Croydon zu.

Es war Dämonos!

***

»Fahren Sie langsamer. Hier muß es irgendwo sein«, sagte Dave Callum zu dem Fahrer des Streifenwagens.

Der Beamte nickte nur.

Dave Callum hockte im Fond des Streifenwagens. Sie hatten ein Höllentempo vorgelegt, so daß dem Schlosser angst und bange wurde.

Jetzt schlich der Polizeiwagen fast über das Fabrikgelände. Die Scheinwerfer strichen über zerfallene Lagerhallen, streiften eingerissene Brandmauern und blieben auf einem dunklen Wagen

kleben.
Es war ein ausländisches Fabrikat. Ein Simca.
»Stop!« rief Dave Callum. »Das ist er.«
Der Fahrer bremste.
Sein Nebenmann drehte sich um. »Was ist damit los?«
»Den habe ich gesehen, als ich über das Fabrikgelände kurvte und da – weiter vorn, ist auch diese leerstehende Halle, in die sie das Mädchen geschleift haben.«
»Dann wollen wir mal nachsehen«, sagte der Fahrer und schwang sich aus dem Wagen.
Der andere Bobby und Jack Callum stiegen ebenfalls aus. Die Polizisten schalteten Taschenlampen ein.
Sie beleuchteten das Fabriktor. Es stand noch halb offen.
Dave Callum hielt sich im Hintergrund. Er wartete, bis die beiden Bobbys in der Halle verschwunden waren, und ging dann langsam nach.
»Jerry, komm doch mal«, sagte der eine der Beamten.
Dave Callum machte einen langen Hals, um auch ja alles mitzubekommen.
Die Kegel der Taschenlampen waren auf ein halbverfaultes Holzbrett gerichtet, unter dem der Zipfel eines weißen Tuches hervorlugte.
Einer der Beamten bückte sich und zog das Tuch hervor.
Neugierig trat Dave Callum näher.
»Hier«, sagte der Bobby, der das Tuch aufgehoben hatte, »steht sogar ein Name drin.«
Sein Kollege hob die Lampe an, damit er besser lesen konnte.
»Samantha Croydon«, buchstabierte der Bobby.
»Mensch, das ist eine Spur, Jerry. Sieh dir das Ding an. Es kann noch gar nicht so lange hier liegen. Höchstens ein paar Stunden. Ist ja fast noch sauber. Solch einen Zufall gibt es auch selten. Da haben wir direkt den Namen der Frau. – Mr. Callum, gratuliere, ich hatte erst das Gefühl, Sie wollten sich wichtig machen.«
Der Schlosser zuckte die Achseln und murmelte etwas von Bürgerpflicht, während er immerzu an das Eisen denken mußte, das er hier gestohlen hatte.
Der Bobby steckte das Tuch ein.
»Wo willst du hin?« fragte sein Kollege, als er sah, daß dieser dem Ausgang zustrebte.
Der Bobby wandte sich um. »Zurück zum Wagen. Ich werde in der Zentrale anrufen und den Namen durchgeben. Samantha Croydon – vielleicht wird die Frau vermißt.«
»Genau. Am besten ist es auch, wenn wir Scotland Yard Bescheid geben. Kann nie schaden.«
»Du denkst mal wieder an Beförderung, was?« grinste Jerry.

Dann klemmte er sich auf den Beifahrersitz und griff zum Mikrofon, um der Zentrale die Meldung durchzugeben.

Der biedere Bobby wußte noch nicht, daß es sein Anruf war, der eine regelrechte Lawine ins Rollen brachte…

***

»Wir haben soeben Meldung von einem Streifenwagen bekommen«, hörte John die unpersönliche Stimme aus der Zentrale. »Die Beamten haben ein Taschentuch gefunden, in dem der Name Samantha Croydon eingestickt ist.«

»Wo?« fragte John Sinclair schnell.

»Auf einem alten Fabrikgelände in London East. Ich gebe Ihnen die genaue Beschreibung.«

John hörte konzentriert zu, merkte sich jedes Detail.

Schließlich sagte er: »Teilen Sie den beiden Beamten mit, daß sie am Fundort bleiben sollen. Ich komme auf dem schnellsten Wege dorthin. Sie sollen unter allen Umständen auf mich warten. Verstanden?«

»Verstanden, Sir.«

»Ende.«

John Sinclair brachte seinen Bentley auf Touren. Jetzt fuhr er, so schnell es ging. Er hatte das Gefühl, daß jede Sekunde kostbar war.

Nur gut, daß er vorher einen Bericht, an die Zentrale gegeben hatte. Er hatte auch den Namen Samantha Croydon erwähnt, und der Beamte hatte sofort geschaltet.

Manchmal greift wirklich ein Rädchen ins andere, dachte John Sinclair.

Endlich tauchte das Fabrikgelände auf. John kurvte ein paarmal um verfallene Lagerhäuser herum und sah plötzlich im Scheinwerferlicht die Gestalt eines winkenden Bobbys.

John bremste und sprang aus seinem Bentley.

Der Bobby nahm Haltung an. »Corporal Madson meldet…«

»Geschenkt«, sagte John. »Zeigen Sie mir lieber die Halle.«

»Dort, Sir.«

»Gut, worauf warten wir noch.«

In der Halle warteten der andere Bobby und Dave Callum.

John wandte sich sofort an den Schlosser. »Sie haben also den Überfall gesehen«, sagte er.

»Ja und nein, Sir. Ich habe nur gesehen, wie die zwei Männer das Mädchen in die Halle geschleift haben.«

»Und hier ist niemand mehr«, ergänzte einer der Bobbys.

»Geben Sie mir doch mal Ihre Taschenlampe, Corporal«, verlangte John.

»Bitte, Sir.«

John suchte in dem gelb-weißen Schein der Lampe den Boden ab.

Fingerdick lag Dreck und Staub herum. Darum zeichneten sich auch deutliche Schleifspuren ab, wie sie entstehen, wenn ein Körper über den Boden wischt.

Vor einem Gully hörten die Spuren auf.

Die Bobbys und Dave Callum waren dem Inspektor gefolgt.

»Hier sind sie reingestiegen«, sagte John und deutete auf den Gully.

Einer der Beamten kratzte sich am Schädel. »Sollen wir ihnen nach?«

John blickte auf. »Sie nicht – aber ich.«

»Ist das nicht zu gefährlich, Sir? Sollen wir nicht lieber eine Hundertschaft Bereitschaftspolizei anfordern?«

John lachte leise auf. »Das wäre auch ein Weg, sicher. Aber was glauben Sie, wie lange das dauern wird? Nein, hier geht es um ein Menschenleben und um Minuten.«

»Sie haben recht, Sir.«

John Sinclair öffnete den Gullydeckel. Er ließ sich leicht anheben. Widerlich stinkende Luft drang dem Inspektor entgegen.

Er leuchtete in den Schacht und entdeckte eine Eisenleiter.

John wollte sich gerade an den Abstieg machen, als ihm noch etwas einfiel.

Die Maske. Er mußte sie mitnehmen. Vielleicht konnte er sie gebrauchen.

Der Inspektor lief noch mal zurück zu seinem Wagen und holte das kostbare Stück. Er steckte sich die Maske unter sein Hemd. Zum Glück war sie leicht. Allerdings mußte John jetzt aufpassen, daß sie nicht zerbrach.

Er gab den Bobbys noch einige Anweisungen und machte sich dann endgültig an den Abstieg in die Unterwelt.

John hatte sich eine Taschenlampe geben lassen. Der Lichtkegel tanzte über nasse Wände und den glatten Steinboden. Gurgelnd schoß das Wasser der Kanäle an John vorbei.

Der Inspektor blieb stehen. Er sah, daß sich hier zwei Kanäle kreuzten, hatte also die Auswahl, in vier verschiedene Richtungen zu gehen.

Der Inspektor biß sich auf die Unterlippe. Verdammt, woher sollte er wissen, welche die richtige war?

John überlegte, ob er nicht doch besser die Bobbys holen sollte. Dann konnten sie sich die Arbeit teilen.

Doch er verwarf den Gedanken wieder. Die Beamten hatten oben ihre Aufgaben. Außerdem wäre es für sie zu gefährlich.

John wandte sich kurz entschlossen nach rechts. Er lief immer an dem Hauptkanal entlang. Nach etwa hundert Metern blieb er stehen. Der Kanal verwandelte sich in eine Wasserfall, der rauschend in die Tiefe stürzte. Der schmale Seitenweg endete vor einer Mauer, die hoch bis zur Decke führte.

Dieser Weg war also falsch.
John ging wieder zurück, ärgerlich darüber, daß es nicht sofort geklappt hatte.
Schließlich war er wieder an dem alten Punkt angelangt.
Jetzt wandte sich der Inspektor nach links, in Richtung Osten.
Wieder benutzte er einen schmalen Seitenpfad und mußte höllisch aufpassen, die Balance nicht zu verlieren.
John Sinclair ließ die Taschenlampe brennen. In der sonst herrschenden Dunkelheit hätte er zu leicht einen Fehltritt machen können.
Immer tiefer ging es in das Labyrinth der Unterwasserkanäle.
Und dann sah John plötzlich eine kleinen Seitenkanal, der in den Hauptfluß mündete. Um weiterzugehen, mußte er diesen Kanal überspringen oder sich nach links, in eine andere Richtung, wenden.
Eine hüfthohe Tür fesselte Johns Aufmerksamkeit. Er hätte sie fast übersehen, da sie die gleiche Farbe besaß wie das übrige Gestein.
Nachdenklich betrachtete John die kleine Eisentür. Sollten die Männer etwa hier mit Samantha Croydon verschwunden sein?
Johns Überlegungen wurden gestört, denn im gleichen Moment bewegte sich die Klinke, und die Tür wurde nach innen aufgezogen.
John löschte die Lampe und huschte blitzschnell in den toten Winkel. Mit dem Rücken preßte er sich gegen die nasse Steinwand.
Lichtschein drang aus der Öffnung. John sah eine Taschenlampe, eine Hand, einen Arm und dann den Kopf eines Mannes auftauchen.
Es war ein Chinese!
John Sinclair war auf der richtigen Spur.

***

Glühende Augen starrten Samantha Croydon an, und in den Pupillenschächten schien ein alles verzehrendes Feuer zu glühen.
Die Frau wich unwillkürlich einige Schritte zurück.
Sie wußte mit einemmal, daß sie hier einer Person gegenüberstand, die mit dem Teufel im Bunde war.
Samantha ahnte nicht, wie recht sie mit ihren Gedanken hatte, denn Dämonos war ein Kind des Satans. Eine Ausgeburt der Hölle.
Gebieterisch streckte Dämonos seinen Arm aus. Der dunkle Umhang klaffte auseinander, und Samantha sah den mit Edelsteinen verzierten Griff eines Dolches blitzen. Die gekrümmte Waffe steckte in einem Ledergurt, der mit silbernen Zeichen geschmückt war, die allesamt Symbole aus der Dämonensprache darstellten.
»Packt sie!« befahl Dämonos.
Seine beiden Diener sprangen vor. Sie nahmen Samantha in die Zange und umfaßten ihre Oberarme mit stahlharten Griffen.
Die Frau leistete keinen Widerstand. Sie wußte, daß es zwecklos war.

»Bringt sie in den Tempel!« befahl Dämonos.
Samantha wurde durch den Gang geschleift. Das flackernde Licht der Pechfackeln geisterte über die kahlen Steinwände und ließ bizarre Schattenspiele aufkommen.
Der Tempel war schnell erreicht. Ungläubig riß Samantha die Augen auf.
Wie hatte sich die Halle verändert!
An den Wänden brannten Fackeln. Darunter standen Menschen, nur mit Lendenschurzen bekleidet.
Sie hatten sich die Oberkörper mit Öl eingerieben und starrten auf den kleinen Altar in der Mitte des Tempels. Es waren nur Männer. Sie standen dicht gedrängt, und als Dämonos mit Samantha und den beiden Dienern die Halle betrat, begann ein monotoner Singsang.
Dämonos trat vor und stellte sich vor den Altar. Er hob beide Arme. Der Gesang wurde leiser.
Dann begann Dämonos zu sprechen. In einer Samantha unbekannten Sprache.
Die Frau wurde noch immer von den beiden Chinesen festgehalten. Aus brennenden Augen starrte sie auf die Szene, die sich in der Tempelhalle abspielte.
Dämonos brach seine Rede urplötzlich ab. Auch der Gesang verstummte.
Irgend etwas mußte passiert sein.
Die Männer, die dicht neben Samantha standen, bildeten plötzlich eine Gasse.
Aus einem der Seitengänge kam ein Mann getaumelt.
Ein Weißer!
Seine Kleidung war zerfetzt, das Gesicht blutüberströmt, der Mund stand halb offen. Keuchende Laute drangen aus ihm hervor.
Vorwärts getrieben wurde der Mann von einem barfüßigen Chinesen, der mit einer Peitsche den Rücken des Bedauernswerten traktierte.
Dieser Mann war niemand anderes als Dr. Möbius.
Er torkelte auf Dämonos zu und brach vor ihm in die Knie.
Dämonos sah auf ihn hinab.
Dr. Möbius hob bittend den Kopf.
Da begann Dämonos zu reden. Diesmal in einer Sprache, die auch Samantha verstand.
»Dieser Mann«, rief er, »ist ein Verräter. Er hat unserem größten Feind die Maske zugespielt. Dafür hat er nur eins verdient – den Tod!«
Die Menge brüllte frenetisch auf.
Dr. Möbius klammerte sich an Dämonos’ Umhang fest.
»Nein!« gellte seine Stimme auf. »Ich will leben! Leben!«
Dämonos zog seinen Dolch.
Dr. Möbius sah es und warf sich zur Seite. Auf Händen und Füßen

kroch er vor dem Unheimlichen weg.

Dämonos ging langsam hinter ihm her, den Dolch in der vorgestreckten Rechten.

Bei Samantha, die alles mitgekommen hatte, riß der Faden.

»Mörder!« brüllte sie. »Mörder!«

Dämonos blieb stehen. Ganz langsam wandte er sich um und blickte der schreienden Samantha ins Gesicht.

Ein grausames Lächeln verzerrte seine Mundwinkel, als er einen knappen Befehl schrie.

Fünf, sechs Männer lösten sich aus der Menge und stürzten sich auf den schreienden Dr. Möbius.

Sie zerrten ihn weg, hinein in den Ring aus Menschenleibern.

Die Meute kannte keine Gnade.

Dr. Möbius' gellende Schreie wurden leiser, gingen in ein klägliches Wimmern über und verstummten ganz.

Die Männer, die sich über den Toten gebeugt hatten, formierten sich wieder zu einer Reihe, so, als ob gar nichts gewesen wäre.

Samantha schloß schaudernd die Augen.

Dämonos lachte auf. Wild, satanisch.

»Bringt sie her zu mir!« gellte seine Stimme.

Die beiden Chinesen schoben Samantha bis dicht vor den Altar.

Dämonos hielt immer noch den wertvollen Dolch in der Hand. Jetzt streckte er den Arm aus und drückte die Spitze der Waffe leicht gegen Samanthas Hals.

Die Frau stand stocksteif. Ein feiner Blutfaden lief zwischen ihren Brüsten herunter.

»Diese Frau«, dröhnte Dämonos' Stimme auf, »wird das letzte Opfer an die Göttin sein, bevor sie zurück auf die Erde kommt. Li Ten Sai wird die Seele der Frau gnädig aufnehmen. Es ist die letzte, die noch fehlt.«

Dämonos machte eine Pause.

Dann schob er seinen Fuß vor und trat gegen eine bestimmte Stelle des Altars.

Etwas Seltsames geschah.

Die eine Wand der Halle schob sich plötzlich auseinander und gab den Blick auf ein Verlies frei, in dem ein bläuliches, aus dem Nichts kommendes Licht zu schweben schien.

»Dreh dich um!« befahl Dämonos und ließ die Hand mit dem Dolch sinken.

Samantha gehorchte.

Ihr Blick traf genau die Stirnwand des Verlieses, die aus einer riesigen bleigrauen Scheibe bestand und hinter der zwei überdimensionale Augen schimmerten.

»Die Göttin Li Ten Sai!« rief Dämonos.

Die Meute warf sich auf die Knie. Die Männer hatten, genau wie Samantha, zum erstenmal die Göttin gesehen. Für sie war dieser Anblick ebenfalls unheimlich und schockierend.

Samantha konnte ihren Blick nicht von den riesigen Augen lösen. Sie hatte das Gefühl, in den schwarzen, endlos tief scheinenden Pupillen zu ertrinken. Eine unsichtbare Kraft schien sie vorwärts zu ziehen, direkt auf die blaugraue Scheibe zu, in das Zentrum der Hölle.

Hart packte Dämonos ihr Handgelenk. Seine Finger waren kalt und gefühllos.

Samantha stöhnte auf. Sie wand sich unter dem Griff.

Brutal zerrte Dämonos sie auf den Altar. Samantha spürte das kalte Gestein unter ihrem nackten Rücken und erschauerte.

Dämonos' schlitzäugige Fratze starrte sie an. Samantha sah sie durch einen dichten Tränenschleier.

Sie wußte, diesmal konnte ihr keiner helfen.

Garry Santer fiel ihr ein. Bestimmt hatte auch er auf diesem Altar gelegen, der das Blut vieler Menschen in sich hineingesogen hatte.

Dämonos schwang seinen rechten Arm herum.

Der flackernde Fackelschein spiegelte sich in dem blaugrauen Stahl des Dolches. Die Spitze vibrierte leicht.

Samantha öffnete den Mund. Sie wollte ihre ganze Not hinausschreien.

Doch nicht ein Laut drang aus ihrer trockenen Kehle.

Dämonos beugte sich tiefer über sie. Die Dolchspitze näherte sich ihrem Gesicht.

Samanthas Lippen bebten. Angst, grenzenlose Verzweiflung schüttelten ihren Körper durch.

Wie aus weiter Ferne vernahm sie den monotonen Singsang der Männer.

»Das letzte Opfer der Göttin!« zischte Dämonos. »Eine Seele noch – dann kommt sie wieder! Das Ziel ist erreicht!«

In einem letzten Aufbäumen schloß Samantha Croydon die Augen und wußte doch, daß es zwecklos war, daß sie dem Messer nicht mehr entrinnen konnte…

***

Der Chinese wandte sich langsam um und zog die Tür so weit zu, daß sie nur noch einen Spalt offen stand.

Wenn jetzt nicht ein Wunder geschah, mußte er John Sinclair sehen.

Das Wunder geschah. Der Chinese ging direkt nach rechts, ohne sich ein einziges Mal umzudrehen.

Vorsichtig balancierte er auf den nassen Steinen entlang.

John hatte unwillkürlich den Atem angehalten. Jetzt stieß er ihn erleichtert aus.

Der Inspektor wartete, bis der Chinese weit genug weg war, löste sich von der Wand und schlüpfte durch die Tür.
Ein stockfinsteres Verlies nahm ihn auf.
John schaltete kurz die Taschenlampe an. Der scharfgebündelte Strahl wanderte über feuchtes Gestein und erfaßte eine Treppe.
John hatte die Tür hinter sich fast geschlossen. Das Rauschen des Kanals war kaum noch zu hören.
Dafür drang jedoch ein anderes Geräusch an Johns Ohren.
Gesang! Monoton und einschläfernd.
Er kam von oben, also über die Treppe.
John handelte kurz entschlossen. So schnell es ging – aber dennoch immer auf seine Sicherheit bedacht – huschte er die Treppe hoch.
Der Gesang wurde lauter.
John knipste die Lampe aus.
Er hatte schon die Hälfte der Stufen hinter sich gelassen und merkte plötzlich, daß es hier wesentlich heller war als unten in dem Verlies.
Es war ein flackerndes Halbdunkel. Fackeln gaben solch ein Licht.
John schlich vorsichtig höher. Dabei preßte er sich immer eng gegen die Wand.
Dann hatte er die letzte Stufe erreicht, und im gleichen Augenblick hörte er eine dröhnende Stimme rufen: »Die Göttin Li Ten Sai.«
John trat einen Schritt vor und sah die nackten Rücken von zig Menschenleibern.
Wie auf ein geheimes Kommando ließen sich die Männer plötzlich auf die Knie fallen.
John hatte freie Sicht.
Was er sah, raubte ihm fast den Atem.
Auf dem Altar in der Mitte der riesigen Felsenhalle lag eine Frau.
Samantha Croydon!
Sie lag auf dem Rücken, und über ihr stand eine Gestalt, die einen schwarzen Umhang trug und einen gekrümmten Dolch in der Hand hielt.
Das mußte dieser sagenhafte Dämonos sein.
Johns Blick wanderte weiter, erfaßte innerhalb von Sekundenbruchteilen fast jede Einzelheit in der Halle – und er sah die Scheibe, hinter der die riesigen Augen lauerten.
Die Göttin! Das mußte sie einfach sein.
John dachte an seinen Ausflug in die Geisterwelt, daran, daß er die beiden Augen schon einmal gesehen hatte – und jetzt…
Die Männer, die an den Wänden des Tempels verteilt standen, hatten ihre Gesichter auf den Boden gepreßt. Dabei sangen sie weiterhin Lieder in einer John unbekannten Sprache.
Dämonos beugte sich tiefer zu der auf dem Altar liegenden Samantha Croydon hinab. Die Hand mit dem Dolch näherte sich ihren Augen.

Nur noch ein winziges Stück, dann…
Das war genau der Moment, in dem John Sinclair vorsprang…

***

Die drei Männer standen in der Fabrikhalle und rauchten. Sie konnten ihre Nervosität nicht verbergen. In immer kürzeren Abständen glühten die roten Punkte der Zigaretten auf.

»Langsam frage ich mich, ob es richtig war, den Inspektor allein gehen zu lassen«, sagte der Corporal Jerry Quinly und trat die Zigarettenkippe mit dem Absatz aus.

Sein Kollege zuckte die Achseln. »Er hat es ja so angeordnet. Noch ist die Zeit nicht verstrichen.«

»Trotzdem habe ich ein komisches Gefühl«, erwiderte Quinly und begann langsam auf und ab zu gehen.

Dave Callum überlegte schon die ganze Zeit, ob er nicht lieber verschwinden sollte. Aber er hatte nicht den Mut, zu fragen. Immer wieder blickte er zu dem Gullydeckel hin. Er kam ihm wie der Einstieg zur Hölle vor.

Dave wollte gerade etwas sagen, als Quinly einen Zischlaut ausstieß. »Still!«

Die Männer hielten den Atem an. Wie Statuen standen sie in der halbdunklen Halle, durch deren offene Tür das Scheinwerferlicht des Streifenwagens fiel.

»Hört ihr denn nichts?« flüsterte Quinly.

Sein Kollege nickte heftig. »Doch, Jerry. Das sind Tritte. Die kommen von unten. Aus dem Gully«, raunte er.

»Wird wohl der Inspektor sein«, meinte Quinly.

Die Männer atmeten auf. Sicher, der Corporal hatte recht. Es gab für sie keine andere Möglichkeit.

Plötzlich knirschte der Gullydeckel. Langsam, millimeterweise wurde er hochgedrückt.

Quinly trat vor.

»Inspektor, wir…«

Die nächsten Worte blieben ihm buchstäblich im Hals stecken. Das schlitzäugige Gesicht eines Chinesen starrte zu ihm hoch.

Ein Ruck – und der Gullydeckel fiel krachend nach hinten.

»Vorsicht!« brüllte der Corporal und sprang zurück.

Doch da war der Chinese schon draußen. Mit einer gedankenschnellen Bewegung riß er seinen gekrümmten Dolch aus dem Gürtel und federte auf den überraschten Quinly zu.

Doch der Corporal war geistesgegenwärtig zur Seite gesprungen. Die Klinge wischte dicht an seiner Brust vorbei.

Auch Quinlys Kollege hatte seine Schrecksekunde überwunden. Er hatte sich ein Brett gepackt, lief ein paar Schritte vor, schwang das

Brett über seinen Kopf und donnerte es dem Chinesen in den ungeschützten Rücken.

Der Kerl wurde nach vorn geschleudert und krachte auf den Bauch, drehte sich jedoch sofort wieder herum und griff Quinlys Kollegen an.

Der Corporal hielt inzwischen seinen Gummiknüppel in der Hand.

Er schlug knallhart zu.

Der Knüppel streifte die Schläfe des Chinesen, brachte diesen aus der Richtung, und der Messerstich – auf die Brust des Bobbys gezielt – drang dem Polizisten in die Schulter.

Schreiend brach der Mann zusammen.

Der Chinese riß gedankenschnell das Messer aus der Wunde.

Fauchend warf er sich herum und kam mit geschmeidigen Schritten auf Corporal Quinly zu.

Der Beamte wich zurück. Angstschweiß hatte sich auf seiner Stirn festgesetzt. Er verfluchte innerlich das englische Gesetz, das den Polizisten das Tragen von Pistolen verbot. Wie gut hätte er jetzt eine Waffe gebrauchen können.

Der Chinese fletschte die Zähne.

Er wußte genau, daß Quinly kein Gegner für ihn war.

Der Corporal suchte verzweifelt nach einem Ausweg. Der Arm mit dem Gummiknüppel wischte hin und her. Er wollte wenigstens versuchen, den Chinesen zu irritieren.

Es gelang ihm nicht. Ein blitzschneller Hieb des Messerkämpfers zerteilte den Gummiknüppel in zwei Hälften.

Überrascht starrte Quinly auf das kurze Ende in seiner Hand.

Das war sein Tod.

Einen Atemzug später drang ihm der gekrümmte Dolch in den Leib.

Mit einem schrecklichen Stöhnen brach der Corporal zusammen.

Augenblicklich war der Chinese über ihm. Er wollte dem Beamten die Seele aus dem Körper reißen.

Er zog das Messer aus der Brust, setzte es an die Augen – und…

Im gleichen Moment zerschmetterte ihm ein gnadenloser Schlag die Schädeldecke.

Lautlos kippte der Mörder zur Seite.

Über ihm stand Dave Callum. Auf ihn hatte der Chinese nicht geachtet. Dave hatte einen verrosteten Schraubenschlüssel gefunden und damit zugeschlagen.

Mit weit aufgerissenen Augen stand er da und starrte auf die beiden Leichen.

»Jerry!«

Quinlys Kollege schrie den Namen seines Kollegen. Auf allen vieren kam er angekrochen und brach neben dem toten Beamten zusammen.

Minutenlang blieb er so liegen, während sein Körper von trockenem Schluchzen geschüttelt wurde.

Dann hob er den Kopf.

»Helfen Sie mir doch, Mr. Callum!« keuchte er. »Wir müssen zum Wagen, die anderen alarmieren. O mein Gott, Jerry.«

Dave zog den verletzten Polizisten auf die Beine. Die Armwunde blutete stark. Das Blut sickerte in den Uniformärmel und tropfte auf die Erde.

Mühsam erreichten die beiden Männer den Streifenwagen.

»Jerry, er war gerade zwei Jahre verheiratet«, keuchte der Beamte, als er die Tür aufzog.

Verbissen quälte er sich auf den Sitz, griff zum Funksprechgerät und ließ sich die Zentrale geben.

»Hier ist – hier…«

Mehr bekam er nicht heraus. Ihm wurde plötzlich schwarz vor Augen, und er brach bewußtlos zusammen.

»Hallo! Hallo! Melden Sie sich«, quäkte es aus dem Hörer.

Dave Callum beugte sich über den Bewußtlosen, nahm ihm den Hörer aus der Hand und zog ihn zu sich heran.

»Ja, hören Sie mich«, sagte er mit zitternder Stimme. »Sie müssen sofort kommen. Auf dem alten Fabrikgelände. Corporal Quinly – er ist tot. Ich…«

»Bleiben Sie da«, erwiderte die Stimme. »Wir wissen Bescheid. Wir sind in wenigen Minuten bei Ihnen.«

***

»Halt!«

John Sinclairs Stimme peitschte durch das Gewölbe, während sich das Echo seines Schreis an den Wänden brach.

Dämonos kreiselte herum.

Sekundenlang stand er wie festgenagelt. Der Schrecken, die Überraschung und die Wut hatten sich in sein Gesicht gegraben. Glühender Haß stieg in ihm hoch. Haß auf den Eindringling, der ihn bei seinem letzten, alles entscheidenden Ritual gestört hatte.

John Sinclair hetzte mit Riesenschritten heran. Er sprang kurzerhand über die nackten, gekrümmten Rücken der Männer, die nur langsam mitbekamen, was eigentlich gespielt wurde.

Dämonos zischte einen Fluch. Seine Erstarrung hatte sich gelöst, machte einem vernichtenden Kampfeswillen Platz.

Breitbeinig stand er da. Die Arme leicht vorgestreckt, den gekrümmten Dolch in der rechten Hand.

Zwei Schritte vor Dämonos blieb John Sinclair stehen.

In dem großen Gewölbe klang das leise Tuscheln der Menge wie ein stetiges, unheimliches Raunen.

Noch verhielten die Leute sich passiv. Aber was geschah, wenn Dämonos sie erst einmal aufhetzte?

John warf einen Blick auf die große bleigraue Scheibe. Er hatte das Gefühl, als wären die Augen bereits näher gekommen.

»Komm her, du Wurm!« zischte Dämonos. »Auch du wirst es nicht schaffen, die Rückkehr der Göttin zu verhindern.«

»Das steht noch nicht fest«, erwiderte John gelassen.

Er war in den letzten, entscheidenden Sekunden kalt bis ins Mark geworden, hatte sämtliche Gefühle über Bord geworfen. Denn nur so konnte er Dämonos und die grausame Göttin besiegen.

Dämonos lachte schaurig. Sein Arm vollführte eine kreisende Bewegung. »Sieh dich um!« rief er.

»Was willst du allein gegen all die Diener der Göttin unternehmen?«

Totenstille senkte sich nach diesen Worten über das Gewölbe. Die Meute lauerte förmlich auf den Befehl, sich auf den Eindringling stürzen zu dürfen.

John atmete gepreßt. Verlier nur nicht die Nerven! hämmerte er sich immer wieder ein. Noch hast du einen Trumpf…

»Bist du zu feige, allein zu kämpfen?«

Johns Worte tropften in die Stille.

Dämonos wartete mit der Antwort. Sein schlitzäugiges Gesicht verzerrte sich zu einem diabolischen Grinsen.

»Ich werde mit dir kämpfen«, sagte er. »Aber zuvor wird die Göttin zurückkehren. Und dazu brauche ich die Seele der Frau.«

Ehe John es verhindern konnte, sprang Dämonos auf den Altar zu, auf dem die inzwischen ohnmächtig gewordene Samantha Croydon lag.

Die Dolchspitze tupfte gegen Samanthas Kehle, und…

»Sieh her, Dämonos!«

John Sinclairs Stimme überschlug sich fast.

Dämonos, den Dolch schon zum tödlichen Stoß erhoben, wandte den Kopf.

Johns Rechte hielt einen Gegenstand, der für die Dämonen das wichtigste Requisit war. Durch das sie mit den Menschen in Kontakt treten konnten.

Die Maske!

»Was willst du damit?« heulte Dämonos und sprang hoch.

»Ich werde sie fallen lassen, sie zerschmettern!« schrie John.

»Nein!«

Dämonos warf sich vor.

»Keinen Schritt weiter!«

Dämonos stoppte. Sein Blick irrte durch die Halle, suchte nach einem Ausweg.

John Sinclair wurde plötzlich klar, daß er durch diese Maske dem Höllenspuk ein Ende bereiten konnte. Und er war fest entschlossen, es zu tun.

»Gib die Maske her!« zischte Dämonos. »Ich werde dich belohnen dafür. Du kannst alles haben. Geld, Gold. Du wirst der reichste Mann der Erde. Aber gib mir die Maske.«

John Sinclair schüttelte den Kopf. »Noch nicht«, erwiderte er. »Du bekommst die Maske. Der Preis ist… das Mädchen.«

Dämonos zögerte. John sah förmlich, wie es in ihm arbeitete, wie er Zeit gewinnen wollte, um die Entscheidung hinauszuzögern.

John studierte das Gesicht seines Feindes genau. Er sah eine glatte, fast blankpolierte Haut. Eine Haut, wie man sie nur bei Puppen kennt.

»Ich warte nicht mehr lange«, sagte der Inspektor.

Obwohl er die Maske in der Hand hielt, also weit genug von seinem Kopf entfernt, spürte er die magische Strahlung wie Nadelstiche in sein Nervenzentrum dringen.

Es kostete John fast übermenschliche Mühe, sich zu konzentrieren.

Von Sekunde zu Sekunde steigerte sich der Einfluß der Maske. John merkte plötzlich, wie ihm leicht schwindelig wurde. Das Sprechen bereitete ihm Mühe.

Dämonos bemerkte seine Schwäche. Er lachte triumphierend, ging ein kleines Stück auf John zu.

»Jetzt bekomme ich beides!« dröhnte seine Stimme.

Im gleichen Augenblick stieß er den Arm vor, wollte John die Maske entreißen.

Bruchteile von Sekunden entschieden. John Sinclair raffte alle seine Kräfte zusammen.

Er öffnete die Finger.

Dämonos griff ins Leere.

Die Maske prallte auf den Boden und zerbrach!

Zwei, drei Herzschläge geschah nichts. John Sinclair merkte, wie die Erstarrung von ihm wich, wie er plötzlich wieder normal denken konnte.

Doch dann passierte das Unfaßbare.

Ein unheimliches Brausen lag plötzlich in der Luft. Ein Brausen, das durch das gesamte Gewölbe zog und es in den Urfesten erzittern ließ.

Dämonische, seit Tausenden von Jahren unterdrückte Kräfte wurden auf einmal frei.

Die riesige blaugraue Scheibe kam ins Wanken. Risse zeigten sich. Risse, die sich bewegten und aufeinander zuliefen. Ein nervenzerfetzendes Knirschen heulte durch die Halle, und die Augen, sonst riesig groß, wurden immer kleiner, zogen sich zurück und schienen in der unendlichen Tiefe zwischen Zeit und Raum zu verschwinden. Mit einemmal war die Scheibe verschwunden. Sie war einfach weg, so, als hätte sie es nie gegeben.

An ihrer Stelle befand sich nur noch eine nackte graue Felswand. Und dann brach eine Panik aus!

***

Die Londoner Polizei hatte Großeinsatz. Ein halbes Dutzend Mannschaftswagen jagte durch die Nacht. Jeweils zwölf Männer saßen auf den harten Pritschen.

Mit heulenden Sirenen rasten die Wagen auf das Fabrikgelände.

Dave Callum stand vor dem Streifenwagen und winkte mit beiden Armen.

Die Einsatzwagen stoppten.

Leiter dieser Nottruppen war Superintendent Cromwell.

»Haben Sie die Meldung durchgegeben?« fragte er den Schlosser.

Callum nickte. »Ja, Sir«, keuchte er. »Einer Ihrer Kollegen ist tot. Genau wie der Chinese. Sie liegen beide in der Halle. Der andere ist verletzt. Dort in dem Streifenwagen liegt er.«

Natürlich war ein Krankenfahrzeug mit dabei. Cromwell gab knappe Anweisungen. Zwei Sanitäter schleppten den ohnmächtigen Bobby in den Wagen.

»Und Sie kommen mit«, wandte sich Cromwell an Dave Callum.

An der Spitze der Beamten betraten die beiden Männer die Fabrikhalle.

Die Toten lagen immer noch nebeneinander.

Cromwells Gesicht wurde hart, als er die Leiche des Corporals sah.

»Hier ist der Einstieg, Sir!« sagte Callum.

Cromwell selbst hob den Gullydeckel hoch. Er war auch der erste, der in der Unterwelt verschwand.

Seine Männer folgten ihm in langer Kette.

Instinktiv wandte sich Cromwell nach links.

Im gleichen Moment hörten er und seine Männer auch das Brausen, das über ihren Köpfen erscholl und immer mehr anschwoll.

»Die Welt geht unter«, flüsterte einer der Beamten und konnte nicht verhindern, daß ihm eine Gänsehaut über den Rücken lief.

Die Scheinwerferstrahlen fraßen sich durch die Finsternis.

»Hier muß es doch irgendeinen Ausgang geben«, knurrte Superintendent Cromwell.

Sekunden später wußte er, daß es einen gab. Die hüfthohe Eisentür wurde plötzlich aufgestoßen, und nacheinander quollen eine Unzahl von halb nackten Männern daraus hervor.

»Stehenbleiben!« gellte Cromwells Kommandostimme.

Die Chinesen hörten nicht. Sie waren so in Panik, daß sie sich kurzerhand in die reißenden Fluten der Unterwasserkanäle stürzten und oft nur mit letztem Einsatz der Beamten vor dem Ertrinken bewahrt werden konnten.

Unbeschreibliche Szenen spielten sich in der beengten Welt der Kanalisation ab. Und selbst Superintendent Cromwell verlor bald den Überblick.

In den Polizeiberichten wurde später vermerkt, daß es vier Stunden gedauert hatte, bis man der Chinesen habhaft geworden war. Aber auch da war man sich nicht sicher gewesen, ob man auch alle bekommen hatte.

***

Dämonos hatte als einziger von seinen Leuten die Nerven behalten.

Während die Meute schreiend in das verzweigte Ganglabyrinth flüchtete, blieb er auf der Stelle stehen.

Steif und mit maskenhaft starrem Gesicht. Den Blick auf die Stelle gerichtet, die noch vor wenigen Minuten von der Scheibe eingenommen worden war.

»Es ist vorbei, Dämonos!« sagte John Sinclair.

Langsam wandte der Mann den Kopf in Johns Richtung. Und plötzlich verzog Dämonos die Lippen zu einem wissenden, aber auch teuflischen Lächeln. Ein Lächeln, das John einen kalten Schauer über den Rücken laufen ließ.

»Sieh dorthin«, sagte Dämonos.

Er zeigte mit dem ausgestreckten Arm nach rechts.

John drehte ein wenig den Kopf, ohne Dämonos jedoch aus den Augen zu lassen.

Gewaltsam mußte der Inspektor ein Übelkeitsgefühl unterdrücken. Direkt unter einem der Fackelhalter lag eine gräßlich zugerichtete Leiche.

»Dr. Möbius hieß dieser Mann«, gab Dämonos seinen grausigen Kommentar. »Er war auch einer meiner Diener, doch er konnte seinen Auftrag nicht ausführen. Er hat mir die Maske nicht gebracht, durch die ich wieder zurück in das Dämonenreich gekommen wäre. Und deshalb mußte er sterben.«

»Und was bezwecken Sie mit dieser Demonstration?« fragte John mit gepreßt klingender Stimme.

»Eine Demonstration meiner Macht. Niemand auf dieser Erde wird es schaffen, mich zu besiegen. Ich…«

Ein Stöhnen unterbrach Dämonos in seinen weiteren Ausführungen.

Samantha Croydon hatte es ausgestoßen. Jetzt öffnete sie verwirrt die Augen. Es dauerte etwas, bis sie sich wieder zurechtgefunden hatte.

»Wo bin ich?« flüsterte sie.

»In Sicherheit«, erwiderte John.

Dämonos lachte gellend. »Machen Sie sich nichts vor, Miss. Ich werde nicht zulassen, daß…«

In diesem Augenblick war das typische Schrillen von Polizeipfeifen zu hören.

Sofort zuckte Dämonos herum.

»Verdammt!« zischte er. Seine dolchbewehrte Hand zuckte vor, in Richtung John Sinclair.

Dämonos war wohl klargeworden, daß er zu viel Zeit vertan hatte.

John wich dem Stich aus und wollte seinerseits zum Angriff übergehen, als Dämonos sich auf dem Absatz herumwarf und auf einen der Gänge zurannte.

»Verdammt!« fluchte der Inspektor und wollte hinterher.

»Mr. Sinclair!«

John wirbelte herum.

Samantha saß auf dem Altar. Sie versuchte notdürftig, ihre Nacktheit mit beiden Händen zu verdecken.

»Lassen Sie mich nicht allein, Inspektor.«

»Die Polizisten werden gleich hier sein, Miss Croydon! Da!« John schlüpfte aus seinem Jackett und warf es Samantha zu.

Sie hatte die Jacke kaum übergezogen, da tauchten die ersten Uniformen auf.

»Stehen bleiben!« schrie einer der Polizisten und legte auf John an.

Der Inspektor fluchte innerlich wie ein Maultiertreiber. Wieder ging kostbare Zeit verloren. Zeit, in der Dämonos' Vorsprung immer größer wurde.

Wenig später wurde das Mißverständnis jedoch geklärt. Als nämlich Superintendent Cromwell auftauchte, der John natürlich kannte.

Dann erst konnte der Inspektor die Verfolgung aufnehmen.

Er hatte sich den Gang, in dem Dämonos verschwunden war, gemerkt. Er mußte, genau wie alle anderen Gänge und Hallen hier, von Menschenhand angelegt worden sein. Nach Johns Schätzung lagen sie noch nicht einmal tief unter der Erde, praktisch in einem Stück zwischen den Abwasserkanälen und der normalen Oberwelt.

Der Gang war ziemlich niedrig. John mußte den Kopf einziehen, um nicht an die rauhe Decke zu stoßen. Der Strahl seiner Lampe fraß sich in die Finsternis. Doch von Dämonos war keine Spur zu sehen.

Und plötzlich war der Gang zu Ende. John hatte Glück, daß die Lampe brannte, sonst wäre ihm der plötzliche Abgrund gar nicht aufgefallen.

John warf einen Blick in die Tiefe.

Etwa drei Meter unter ihm rauschte einer der Unterwasserkanäle entlang.

Wie war Dämonos da hinuntergekommen? Gesprungen sein konnte er kaum, er hätte sich unweigerlich die Knochen gebrochen. Dämonos war nur ein Mensch, denn durch die Zerstörung der Maske hatte er seine dämonischen Fähigkeiten verloren.

John Sinclair ging in die Knie. Mit der Lampe leuchtete er das Randgestein ab.

Und da sah er die Nylonschnur. Sie war dunkel, fast schwarz, und auf

dem Fels so gut wie gar nicht zu erkennen. Befestigt war sie an einem starken Eisenstift, den irgend jemand in den Fels geschlagen hatte. John zog kurz an der Schnur. Sie schien zu halten.

Dann leuchtete er noch einmal in die Tiefe. Neben dem Kanal erstreckte sich ein schmaler Sims, auf dem man jedoch einigermaßen gehen konnte.

Der Inspektor machte sich an den Abstieg. Das dünne Seil schnitt schmerzhaft in seine Hände, und John mußte sich manchmal zwingen, nicht loszulassen. Die Taschenlampe hatte er sich zwischen die Zähne geklemmt.

Stück für Stück kam er voran.

Das Seil pendelte bedrohlich. Manchmal schlug John schmerzhaft gegen die nackte Felsmauer. Ein paar Hautfetzen gingen verloren, und John schrammte sich auch die Stirn auf.

John hielt einen Moment inne. Er riskierte einen Blick nach unten.

Die Hälfte der Strecke lag bereits hinter ihm.

Der Inspektor machte weiter. Verbissen preßte er die Zähne zusammen.

Hoffentlich war nicht alles erfolglos, dachte er. Wenn Dämonos verschwunden war, dann…

Noch einen Meter, und es war geschafft.

Plötzlich hörte John unter sich triumphierendes Lachen.

Der Schreck drang ihm wie ein Messer in den Körper. Automatisch lockerte John seinen Griff und rutschte ein Stück.

Im letzten Moment packte er noch einmal zu.

»Komm nur, John Sinclair. Komm nur!« vernahm er Dämonos' Stimme. »Ich warte darauf, dir den Hals aufschlitzen zu können!«

John stieß scharf die Luft aus. Seine Lage war alles andere als rosig.

Direkt unter ihm stand sein ärgster Widersacher. Den rechten Arm mit dem Dolch erhoben, bereit, John die scharfe Klinge in den Körper zu schlagen…

Blitzschnell stieß Dämonos zu.

John Sinclair rettete nur eine Reflexbewegung. Er zog genau im richtigen Augenblick beide Beine an.

Der tödliche Stahl sirrte gegen den Fels und fuhr ratschend daran herunter.

In dieses Geräusch mischte sich Dämonos' Wutgeheul, das jedoch im Rauschen des Unterwasserkanals unterging.

John Sinclair sah nur eine Möglichkeit.

Er ließ sich einfach fallen.

Krachend landete er auf Dämonos' Schulter. Beide Männer stürzten auf den schmalen Sims. Die Lampe entglitt Johns Zähnen und rollte in die reißenden Fluten.

Jetzt war es fast stockfinster. Nur in der Ferne brannte eine trübe

Signallampe, die wie ein verwaschener heller Fleck leuchtete.
John hatte Glück gehabt und lag auf seinem Gegner. Doch Dämonos war nicht so leicht unterzukriegen.
Gewandt entschlüpfte er Johns zupackenden Händen, rollte sich sofort auf den Rücken und stieß beide Beine vor.
Die Füße trafen Johns Hüfte. Es war viel Wucht hinter dem Tritt, und der Inspektor rutschte ein Stück, bekam das Übergewicht und klatschte in die dreckigen Fluten des Unterwasserkanals.
John Sinclair ging sofort unter. Die Strömung zerrte ihn weiter.
John hatte instinktiv die Luft angehalten, so daß er so wenig wie möglich von der schmutzigen Brühe in den Mund bekam.
Der Kanal war nicht tief. Höchstens einen Meter, aber diese Tiefe reichte aus, um, zusammen mit der Strömung, den Inspektor unter Wasser zu drücken.
John gelang es, sich auf den Rücken zu drehen. Während er immer weitergerissen wurde, streckte er seine Arme aus und bekam die rauhen Seitenwände des Kanals zu fassen.
Die Fahrt wurde ein wenig gebremst. Und gleichzeitig merkte John, daß er unbedingt Luft schnappen mußte.
Er zog beide Beine an, rollte sich, so gut es ging, zusammen, gab sich einen Schwung und stieß mit dem Kopf durch die Wasseroberfläche.
Luft!
John Sinclair riß weit den Mund auf, pumpte die Lungen voll mit der stinkenden, verbrauchten Luft, die ihm jedoch wie die herrlichste Sauerstoffquelle vorkam.
Sekunden nur konnte er sich diesem Gefühl hingeben, denn schon riß ihm die Strömung wieder die Beine weg.
Doch diesmal war John nicht so unvorbereitet. Es gelang ihm, mit der Strömung zu schwimmen und sogar seinen Kopf über Wasser zu halten.
John näherte sich der Signallampe, die – wenn man sie aus dieser Entfernung sah – heller schien, als er das vorher angenommen hatte. Und da sah John auch die kleine Eisenleiter an der rechten Uferseite des Kanals. Er wußte, daß es in unregelmäßigen Abständen solche Leitern gab, um den Arbeitern hier unten ihre vielfältigen Aufgaben zu erleichtern.
John warf sich nach rechts, streckte, so weit er konnte, den Arm aus und bekam eine der Sprossen zu fassen.
Eisern hielt John Sinclair fest, obwohl die Strömung wild an seiner vollgesogenen Kleidung zerrte und ihn mitreißen wollte.
Johns linke Hand klammerte sich um die Sprosse. Noch immer hielt er den Mund geschlossen, um möglichst kein Wasser zu schlucken.
Das war ihm allerdings nicht immer gelungen. Johns Magen begann schon zu rebellieren.

Mit einem Klimmzug zog sich John an die Eisenleiter.

Er wollte gerade aus dem dreckigen Kanal klettern, da sah er Dämonos.

Dieser verdammte Teufel hatte genau seinen Weg verfolgt und war nur noch ein paar Meter von der Eisenleiter entfernt. John sah den geschliffenen Stahl des Dolches blitzen und wußte, daß Dämonos nie aufgeben würde.

John flog förmlich aus dem Wasser. Konnte er Dämonos noch zuvorkommen?

Der Inspektor stand gerade auf der letzten Sprosse, da hechtete Dämonos auf ihn zu. Der Arm mit dem Dolch vollführte eine sensende Bewegung.

Doch jetzt zeigte John seine Klasse.

Eiskalt unterlief er den mörderischen Hieb, riß beide Arme hoch, bekam Dämonos zu packen und katapultierte ihn über seinen Rücken hinweg in die schmutzigbraunen Fluten des Kanals.

Dämonos krachte gegen die andere Uferwand, prallte dort noch einmal ab und verschwand in der rauschenden Brühe.

Sein Schrei endete in einem Gurgeln. Doch Dämonos war zäh.

Nur Sekunden später tauchte er wieder auf, wie ein Ungeheuer aus den Fluten des Meeres.

Mit aller Macht kämpfte er gegen die Strömung an, versuchte, unbedingt das Ufer zu erreichen. Der grenzenlose Haß auf John Sinclair verlieh ihm Riesenkräfte.

John, der, mit dem Rücken gegen die Wand gepreßt, den Kampf beobachtete, war klar, daß er ein für allemal ein Ende machen mußte.

Und zwar hier!

Urplötzlich stieß sich John Sinclair ab. Mit den Beinen zuerst sprang er auf Dämonos zu.

Dieser wurde von Johns Attacke völlig überrascht. Die Füße krachten Dämonos gegen die Brust und drückten ihn unter Wasser.

Doch sofort kam Dämonos wieder an die Oberfläche. Sein Gesicht war nur noch ein Zerrbild eines menschlichen Antlitzes. Weit holte er mit dem dolchbewehrten Arm aus.

Johns Faust schoß vor. Der Schlag traf Dämonos' Herzgrube, und ehe John nachsetzen konnte, wurden ihm von der Strömung die Beine weggerissen.

Dämonos ging es um keinen Deut besser. Mit zunehmender Geschwindigkeit trieben die beiden Todfeinde durch die dreckigen Fluten.

Doch die Fahrt fand ein unerwartetes Ende.

John Sinclair spürte als erster den mörderischen Schlag an der Schulter. Einen Herzschlag später prallte Dämonos gegen ihn.

John wand sich blitzschnell zur Seite. Jetzt erkannte er auch, was die

Fahrt gebremst hatte.
Ein stabiles Stahlgitter!
Das Wasser bahnte sich einen Weg durch die Stäbe und rauschte etwa einen Meter tiefer in einen querlaufenden Kanal.
Dämonos griff wieder an. Verbissen und von unversöhnlichem Haß getrieben.
Seine Messerhand schnellte vor. Doch er hatte sie noch zu tief im Wasser gehabt, deshalb wurde der Stoß gebremst, und John konnte ausweichen.
Dämonos war durch diesen Fehlschlag etwas irritiert. Blitzschnell packte John das Handgelenk seines Gegners, drehte den Arm herum und knallte ihn gegen einen der Gitterstäbe. Dämonos heulte auf.
John hielt eisern fest.
»Gib auf!« keuchte er.
»Niemals!« gurgelte Dämonos erstickt und kämpfte verzweifelt gegen den Griff an.
Der Inspektor ließ ihm keine Chance. Noch weiter drehte er den Arm herum. Wenn Dämonos jetzt nicht losließ, war sein Arm bald hin.
Und er ließ los.
Der Dolch versank in den Fluten.
Augenblicklich löste John den Griff. Sofort wurde Dämonos wieder von der Strömung gegen das Gitter gepreßt.
John packte die Schultern seines Gegners und drehte Dämonos so, daß er direkt vor ihm stand. Dann schlug John zu.
Er legte alle Kraft in den Hieb, der Dämonos trotz der Strömung zurückschleuderte und in der Brühe versinken ließ.
Doch schon preßte das Wasser Dämonos wieder gegen das Gitter.
Mit beiden Händen zog John den Kerl hoch. Dicht vor sich sah er die teuflische Fratze.
Noch einmal schlug John Sinclair zu.
Wieder versank Dämonos in dem reißenden Wasser. Und als er diesmal gegen das Gitter geschwemmt wurde, war es vorbei – so glaubte John.
Doch er hatte die Zähigkeit dieses Mannes unterschätzt. Dämonos mußte, als er beim zweitenmal unter Wasser gedrückt worden war, den Dolch zwischen die Finger bekommen haben.
Der Inspektor sah nur noch eine blitzschnelle Bewegung, und dann stieß sich Dämonos den Stahl in den Bauch.
Kein Schrei drang über seine Lippen, nur die Augen quollen unnatürlich weit aus den Höhlen.
Dämonos, der Diener einer grausamen Göttin aus uralter Zeit, starb in den schmutzigen Fluten eines Unterwasserkanals.
Zwei, drei Minuten stand John Sinclair mit dem Rücken an das Gitter gepreßt und atmete mit offenem Mund. Es gelang ihm nur schwer, die

aufkeimende Übelkeit zu unterdrücken.

Ein letztes Mal sammelte John all seine Kräfte, zog sich aus dem Kanal und blieb auf dem schmalen Sims völlig erschöpft liegen.

So fanden ihn die Polizisten.

***

Eine viertel Flasche Whisky im Magen und in eine Decke gehüllt, saß John Sinclair in dem Streifenwagen, der auf dem Fabrikgelände stand.

Über London war schon die Sonne aufgegangen und verzauberte mit ihren ersten Strahlen die triste Umgebung.

Von einem der Bobbys hatte John auch eine Schachtel Zigaretten und ein Päckchen Zündhölzer bekommen.

Die Zigarette schmeckte sogar. Ein Zeichen, daß es ihm wieder besser ging.

John blickte nach draußen, wo die gefangenen Chinesen im Sammeltransporter weggeschafft wurden. Er wunderte sich, daß ihm keiner in die Quere gelaufen war. Hinterher stellte sich jedoch heraus, daß sie alle einen anderen Fluchtweg gewählt hatten als Dämonos.

Plötzlich sah John einen alten Bekannten.

Bill Conolly, seinen besten Freund und Kampfgefährten in manch heißer Schlacht. Bill war jedoch nicht allein. Samantha Croydon war bei ihm. Sie steckte in einem alten Trainingsanzug und hatte sich, genau wie John, eine Decke über die Schultern geworfen. Samantha zeigte gerade auf den Streifenwagen, in dem John saß.

Wenig später öffnete Bill die Tür und kletterte zu ihm.

»Das verzeihe ich dir nie«, begrüßte er John. »Hast einen Bombenfall und sagst mir nicht Bescheid.«

»Wie kommst du überhaupt hierher?« wunderte sich der Inspektor.

Bill grinste spitzbübisch. »Ich habe den Polizeifunk abgehört. Den Rest konnte ich mir zusammenreimen.«

Plötzlich drängte sich Samantha Croydon vor. Sie schlüpfte ebenfalls in den Streifenwagen und setzte sich neben John.

Und dann mußte der Inspektor erzählen. So bekam Bill Conolly eine brandheiße Story.

Samantha Croydon hatte die ganze Zeit geschwiegen. Doch zum Schluß fragte sie: »Wird die Göttin wiederkommen, Inspektor?«

John blickte die Frau ernst an. »Ich hoffe nicht, Miss Croydon. Aber man kann nie wissen…«

ENDE